

Age-Dossier



**Generationen-
Wohnen heisst
Nachbarschaft**

2020/2

Age-Dossier

4
Einleitung

Überblick & Grundlagen

6
Interview
Warum es generationengemischte Nachbarschaften braucht

9
Wohnmodelle für mehrere Generationen

14
Herausforderungen für generationengemischte Wohngemeinschaften

16
«Generationen», ein mehrdeutiger Begriff

17
Generationenbeziehungen als Mittel zum Zweck?

18
Unterstützung im Alltag und die Rolle der Nachbarn

22
Interview
«Generationenwohnen soll die Beziehung und nicht den Nutzen in den Vordergrund stellen»

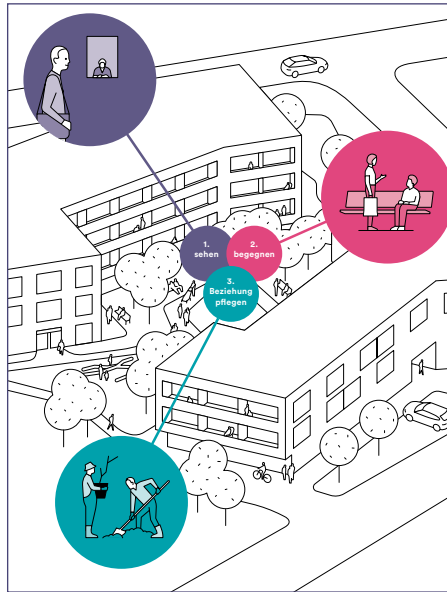
25
Repräsentative Umfrage: Die engsten Nachbarn sind oft im selben Alter

Fördern in der Planung

28
Für jede Lebensphase ein eigenes Haus?

30
Praxisbeispiel
«Die Kinder kommen fast täglich vorbei»

32
Wer Kontakträume plant, macht Beziehungen möglich



35
Sehen und gesehen werden als Basis für Nachbarschaft

36
Spontane Begegnungen Raum geben

40
Begegnungschancen erhöhen

44
Kristallisationspunkte für Generationenbeziehungen schaffen

48
Räume für gemeinschaftliche und gemeinsame Nutzung

49
Partizipative Planung? Wie viel braucht's?

50
Durchmischungsziele – Wohnungsmix und Vermietung

52
Durchmischung sicherstellen – Mindestbelegung und Wiedervermietung

Fördern im Betrieb

54
Praxisbeispiel
Ein Haus für jedes Alter

56
Wie organisieren sich generationengemischte Nachbarschaften?

58
Organisierte Nachbarschaftshilfe als Begegnungstifterin?

59
Das Wohnumfeld gemeinsam gestalten

60
Praxisbeispiel
Wenn es viel zu tun gibt, kommen immer genug Leute

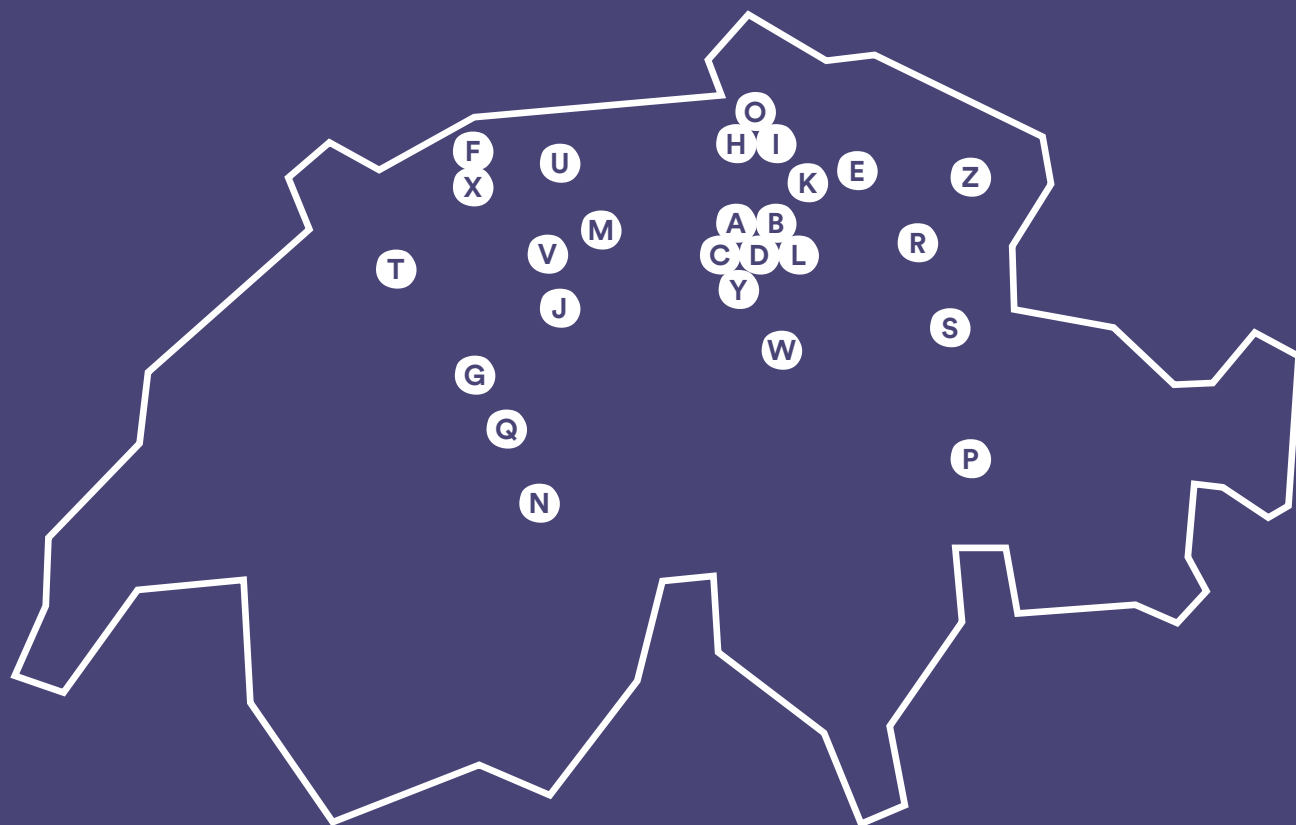
62
Begegnungen motivieren

65
Interview
«Für Junge ist Generationendurchmischung normal»

–
Umschlag

Danksagung
Literaturangaben
Impressum

–
Projektbeispiele:
Standorte im Überblick



Referenzprojekte in diesem Heft

Die Projektinformationen befinden sich auf der hinteren Umschlagklappe. Die Projektkennungen **A** bis **Z** dienen in diesem Heft auch als Verweise auf die jeweiligen Projektbeispiele.

Möchten Sie mehr Informationen zu einem Projekt oder direkt mit einem Verantwortlichen sprechen? Der jeweilige Link (Umschlag hinten) führt Sie zur Website des Förderprojekts mit Kontaktinformationen, Dokumentation und weiteren Materialien.

M

Zopfmatte

Ort: Suhr

Grösse: 26 Eigentums- und 30 Mietwohnungen

Trägerschaft: Gen. LebenSuhr

→ age-stiftung.ch/zopfmatte-suhr

N

Hausgemeinschaft Büel

Ort: Gsteigwiler

Grösse: 7 Wohnungen

Trägerschaft: Familie Stucki

→ age-stiftung.ch/gsteigwiler

O

HiBi 22 - gemeinschaftliches Wohnen

Ort: Bülach

Grösse: 11 Eigentumswohnungen

Trägerschaft: Stockwerkeigentümergeinschaft «Hibi22»

→ age-stiftung.ch/hibi22

P

Generationenhaus Masein

Ort: Masein

Grösse: 7 Wohnungen

Trägerschaft: Gen. Generationenhaus

→ age-stiftung.ch/masein

Q

Generationenhaus Papillon

Ort: Linden

Grösse: 6 Wohnungen, 3 Pflegeplätze

Trägerschaft: Familie Herren

→ age-stiftung.ch/papillon-linden

R

Alterswohnungen Untergesteig

Ort: Nesslau

Grösse: 13 Wohnungen

Trägerschaft: GAWU (Gen.)

→ age-stiftung.ch/untersteig

S

Novellas Generationenhaus

Ort: Vilters

Grösse: 7 Wohnungen (Pension), 33 Pflegeplätze

Trägerschaft: Zeitsprung AG

→ age-stiftung.ch/novellas

T

Siedlung Muttimatte

Ort: Brugg

Grösse: 27 Wohnungen

Trägerschaft: Biwog (Gen.)

→ age-stiftung.ch/muttimatte

U

Wohnen für Generationen

Ort: Ormalingen

Grösse: 38 Wohnungen

Trägerschaft: Gen. Ribi & Gen. Wohnstadt Basel

→ age-stiftung.ch/ribi

V

Siedlung «Im Zelgli»

Ort: Madiswil

Grösse: 22 Wohnungen + PWG

Trägerschaft: Gen. Im Zelgli, Wohnen im Alter

→ age-stiftung.ch/imzelgli

W

Siedlung Husmatt

Ort: Steinen

Grösse: 38 Mietwohnungen und 11 Eigentumswohnungen

Trägerschaft: Katharina und Karl von Rickenbach-Stiftung

→ age-stiftung.ch/husmatt-steinen

X

Generationenhaus Neubad

Ort: Basel

Grösse: 87 Pflegeplätze

Trägerschaft: Oekumenischer Verein Generationenhaus Neubad

→ age-stiftung.ch/neubad

Y

Wohnen für Hilfe

Vermittlungsangebot

Ort: Zürich

Trägerschaft: Pro Senectute Kt. Zürich

→ age-stiftung.ch/wohnenfuerhilfe

Z

Benewohnen

Ort: St. Gallen

Vermittlungsangebot

Trägerschaft: Stiftung Benevol

→ age-stiftung.ch/benewohnen

A

Hunziker Areal

Ort: Zürich
Grösse: 370 Wohnungen
Trägerschaft: Gen. mehr als wohnen
 → age-stiftung.ch/hunzikerareal

B

Wohn- und Gewerbehaus Kalkbreite

Ort: Zürich
Grösse: 97 Wohnungen
Trägerschaft: Gen. Kalkbreite
 → kalkbreite.net

C

Zollhaus

Ort: Zürich
Grösse: 56 Wohnungen (Bezug ca.2020/2021)
Trägerschaft: Gen. Kalkbreite
 → age-stiftung.ch/zollhaus

D

Generationenhaus Heizenholz

Ort: Zürich
Grösse: 33 Wohnungen
Trägerschaft: Gen. Kraftwerk 1
 → age-stiftung.ch/heizenholz

E

Mehrgenerationenhaus Giesserei

Ort: Oberwinterthur
Grösse: 140 Wohnungen
Trägerschaft: Gen. GESEWO
 → age-stiftung.ch/giesserei

F

Haus StadtErle

Ort: Basel
Grösse: 33 Wohnungen
Trägerschaft: Gen. Zimmerfrei
 → age-stiftung.ch/stadterle

G

GeWo Burgdorf

Ort: Burgdorf
Grösse: 94 Wohnungen
Trägerschaft: Gebäudeversicherung Bern
 → age-stiftung.ch/gewo-burgdorf

H

WohnenPlus-Siedlung Bergli

Ort: Bülach
Grösse: 47 Wohnungen + PWG
Trägerschaft: GAB & WSGZ (Gen.)
 → age-stiftung.ch/bergli-buelach

I

Mehrgenerationensiedlung Soligänter

Ort: Bülach
Grösse: 39 Wohnungen + PWG
Trägerschaft: Gen. Gstückt
 → age-stiftung.ch/soligaenter

J

Siedlung Sonnmatt

Ort: Willisau
Grösse: 71 Wohnungen
Trägerschaft: Gen. Sonnmatt Willisau
 → age-stiftung.ch/sonnmatt-willisau

K

Siedlung Brandstrasse/ Hausgemeinschaft 50plus

Ort: Uster
Grösse: 55 Wohnungen inkl. Hausgemeinschaft (19 Wohnungen)
Trägerschaft: (Gen.) BZU, WSGU & Gewo Züri Ost (Hausgemeinschaft 50plus)
 → age-stiftung.ch/brandstrasse

L

Siedlung Ruggächern

Ort: Zürich
Grösse: 282 Wohnungen
Trägerschaft: ABZ (Gen.)
 → age-stiftung.ch/ruggaechern

A Alle Förderprojekte werden mit einem Bericht abgeschlossen. Die Projektberichte, Dokumentationen und Studien finden Sie auf den angegebenen Webseiten unter:
 → [Materialien zum Projekt](#)

Zum Inhalt dieses Age-Dossiers

A Die Buchstaben bezeichnen die jeweiligen Referenzprojekte, die auf der Umschlaginnenseite vermerkt und verlinkt sind.

A Das Symbol verweist auf die Projektberichte, die im Rahmen der Förderung publiziert wurden. Download über die verlinkte Projektseite (Umschlaginnenseite).



Andreas Sidler, Age-Stiftung
Bild: Giorgio von Arb

Kontakte zwischen den Generationen sind gut und wichtig – sowohl für die Gesellschaft als auch für den einzelnen Menschen. Diese Aussage genießt ungeteilte Zustimmung. Dabei sollen Generationenkontakte auf unterschiedlichen Ebenen positive Wirkung entfalten.

Wunsch nach Solidarität

Der Kontakt zwischen Alt und Jung soll gegenseitiges Verständnis fördern, die Generationensolidarität stärken und den sogenannten Generationenvertrag festigen. Die Annahme, dass die Bereitschaft und die Möglichkeiten zur gegenseitigen Unterstützung zwischen den Generationen in naher Zukunft sinken, verleiht diesen Anliegen zusätzliche Dringlichkeit: Einerseits stellt die demografische Entwicklung die grundlegende Funktionsweise der Sozialwerke und Krankenversicherungen infrage. Andererseits hält sich seit Längerem die These, dass der Ausbau des Wohlfahrtsstaats, die abnehmenden Geburtenzahlen, die erhöhte Mobilität sowie die veränderten Berufsperspektiven (insbesondere von Frauen) die gegenseitige Unterstützung von Angehörigen schwächen. Die Folge davon sei zunehmende Hilflosigkeit und Einsamkeit bei betagten Menschen.

Grosse Erwartungen

Bisher sind Generationensolidarität und gegenseitige Unterstützungsbereitschaft innerhalb von Familiennetzwerken nachweislich stark geblieben. Die eigenen Kinder oder die betagten Eltern werden noch immer unterstützt oder betreut – trotz zusätzlicher Belastung. Dennoch haben Generationenprojekte Hochkonjunktur. Insbesondere Massnahmen, die auf Generationenkontakte ausserhalb des Familienverbandes fokussieren, werden gefördert. Dabei erhofft man sich auch konkreten Mehrwert durch zivilgesellschaftliches Engagement: «Generationenprojekte, die unterschiedliche Altersgruppen zusammenbringen, können Stigmatisierungen und Vorurteile abbauen und das

Fundament für eine intensivere Nachbarschaftshilfe legen», schreibt z.B. Avenir Suisse in der Publikation «Generationen(un)gerechtigkeit überwinden». Die Generationensolidarität in der Kernfamilie soll also idealerweise auf die Nachbarschaft ausgeweitet werden. Auf sozialpolitischer Ebene sind mit den geförderten Generationenbeziehungen also grosse Hoffnungen verbunden.

Nachbarschaft in der generationengemischten Siedlung

Solche Erwartungen lenken den Blick auf Projekte und Wohnmodelle, welche längerfristige Beziehungen zwischen Nachbarn in unterschiedlichen Lebensphasen fördern. Sie stehen auch im Zentrum dieses Age-Dossiers. Ob starke intergenerationale Nachbarschaftsnetzwerke die Erwartungen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene erfüllen, wird hier nicht eruiert. Stattdessen zeigt das Age-Dossier, wie man gute Grundlagen für intergenerationale Nachbarschaftsbeziehungen schafft und was man im Wohnalltag von altersdurchmischten Nachbarschaften erwarten kann bzw. was nicht. Obwohl Beziehungen stets wechselseitig und selten gleichbedeutend sind, steht in diesem Heft die Perspektive der älteren Menschen im Vordergrund. Die Sicht der jüngeren wird dennoch nicht ignoriert. Räumlich bewegen wir uns dabei innerhalb der Grenzen generationengemischter Siedlungen. Der Fokus könnte auf Quartiere und Gemeinden ausgeweitet werden. Dort beginnt aber das Terrain der Quartierentwicklung, welches für das vorliegende Age-Dossier zu weitläufig ist.

Beziehungen sind kein Wohnmodell

Eine allgemein anerkannte Definition des Begriffs «Generationenwohnen» gibt es nicht, jedoch verschiedene Definitionsvorschläge. Sie orientieren sich oft an den Erwartungen, die an Generationenbeziehungen im Wohnumfeld gestellt werden. In diesem Heft findet sich kein solcher Definitionsvorschlag, denn das Interesse gilt der Beziehung zwischen Nachbarn

unterschiedlichen Alters. Sie können sich in allen Wohnmodellen entwickeln, wo unterschiedliche Generationen leben. Wir werden uns also nicht mit einem bestimmten Wohnmodell befassen, sondern mit den Grundlagen und Faktoren, welche für die nachbarschaftlichen Generationenbeziehungen förderlich sind – in der Planung und im Betrieb.

Gemeinschaftliches Wohnen ist keine zwingende Voraussetzung

Wird über «Generationenwohnen» geschrieben, sind damit oft generationengemischte, gemeinschaftliche Wohnformen gemeint. Beobachter stellen fest, dass der Begriff «gemeinschaftliches Wohnen» zunehmend durch «Generationenwohnen» ersetzt wird, da insbesondere ältere Menschen weniger voreingenommen darauf reagieren würden. Das ist nachvollziehbar: Während sich die meisten Personen im Alter eine gute und generationengemischte Nachbarschaft wünschen, kann sich lediglich eine Minderheit vorstellen, später in einer gemeinschaftlichen Wohnform zu leben (→ Abb. S. 11). Das heisst aber auch, dass es wenig zielführend ist, gemeinschaftliches Wohnen als zwingende Voraussetzung für gute Generationenbeziehungen beim Wohnen zu definieren. Dennoch spielen gemeinschaftlich orientierte Wohnprojekte in diesem Heft eine wichtige Rolle: Einerseits sind dort die Konzepte und die Grundlagen zur Etablierung von Generationenkontakten meist sorgfältig ausgearbeitet. Andererseits findet innerhalb solcher Wohnprojekte oft ein reflektierter Austausch dazu statt, wie die verschiedenen Altersgruppen im Haus zueinander stehen. Bei diesem Fundus an Erkenntnis fragen wir aber stets auch nach der Übertragbarkeit ins Wohnumfeld einer «konventionellen» generationengemischten Siedlung.

Überblick und Grundlagen

Jung und Alt, wer schaut zu wem?

Was sind «Generationen»?

Ersetzen Nachbarn die Familie?

Funktionieren generationengemischte WGs?

Generationenwohnen = Kinderhüten und Einkaufen?

Helfen sich Alt und Jung gegenseitig?

Generationen mischen – wofür?

Auf Generationensolidarität in der Nachbarschaft bauen?

Warum es generationengemischte Nachbarschaften braucht

Für ältere Menschen gibt es immer mehr Wohnangebote, die speziell auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten sind. Gleichzeitig wünschen sich viele ein Wohnumfeld, wo sich die Generationen mischen. Wir fragten Generationenforscherin Pasqualina Perrig-Chiello nach den Ursprüngen dieser Sehnsucht.

Das Interview führte Andreas Sidler



Prof. Pasqualina
Perrig-Chiello

Prof. Dr. Pasqualina Perrig-Chiello ist emeritierte Professorin der Universität Bern und Präsidentin der Seniorenuniversität Bern. Ihre Arbeitsschwerpunkte fokussieren Gesundheit und Wohlbefinden im mittleren und höheren Lebensalter sowie Generationenbeziehungen. Sie leitete das Nationale Forschungsprogramm 52 zu Generationenbeziehungen.

Zum Thema publizierte sie u.a.: Generationenbericht Schweiz (2008); Die Babyboomer – Eine Generation revolutioniert das Alter (2009); Brüchiger Generationenkitt – Generationen im Umbau (2012); Sozialbericht Schweiz, Fokus Generationen (2013); Versöhnung der Generationen (2017).

Wie stark sind Generationenbeziehungen heute noch?

Innerhalb der Familie herrscht nachweislich eine grosse Solidarität zwischen den Generationen. Das zeigt sich etwa in den kürzlich durchgeführten Studien des BAG über betreuende Angehörige.

Die Generationenbindungen innerhalb von Familien sind also so stark wie eh und je?

Sie sind stark geblieben, die Zahl dieser Bindungen nimmt aber ab. Die Anzahl Familienmitglieder wird im Durchschnitt kleiner und die Zahl von kinderlosen Personen steigt. Gesamtgesellschaftlich öffnet sich dadurch eine Lücke.

Können Nachbarinnen oder Mitbewohner in einer generationengemischten Wohngemeinschaft oder Siedlung diese Lücke bei den Generationenbeziehungen füllen?

Tatsächlich verändert sich der Familienbegriff derzeit: Auch Personen, die nicht blutsverwandt sind, werden als Familie bezeichnet, und die Leute bilden Beziehungssysteme, die wie eine Familie funktionieren. Dennoch lässt sich die familiäre Generationenbeziehung nicht so leicht ersetzen oder nachbilden. Sie formt sich aus einer biografisch verankerten emotionalen Basis heraus und ist eine Bindung, der man selbst in einer konfliktbelasteten Familie nicht so leicht entkommen kann. In der Familie teilen die Generationen zudem eine gemeinsame Identität. Die Nachbarschaft hat im Gegensatz dazu eine sehr heterogene Struktur. Ich habe dort die Wahl und die Freiheit, mich zurückzuziehen oder sogar wegzuziehen.

Mit der Nachbarschaft werden somit notgedrungen andere Erwartungen verbunden als mit der Familie.

Ergibt es denn aus gesellschaftlicher Sicht überhaupt einen Sinn, generationengemischte Wohnprojekte zu fördern?

Es ist für das soziale System gesund, wenn sich die Generationen und auch andere soziale Gruppen mischen. Eine verstärkte Segregation wäre unheilvoll. Unsere Forschung zeigt, dass die Generationen ausserhalb der Familien immer weniger voneinander wissen. Und je weniger man voneinander weiss, desto eher entstehen Projektionsflächen für Ängste, für negative Stereotypen oder sogar für Feindbilder, dazu gehört z.B. das Bild vom reichen Alten, der sich in den Sozialwerken bedient. Kontakte zu jüngeren oder älteren Nachbarn können dem entgegenwirken. Das ist umso wichtiger, weil wir in einer Viergenerationengesellschaft leben, aber keine Erfahrung damit haben. Wie das geht, müssen wir zuerst gemeinsam lernen.

Kontakte mit anderen Generationen werden auch von älteren Personen selbst gewünscht. Welche Erwartungen knüpfen sie daran?

Verschiedene. Eine zentrale Rolle spielt die Angst, im Alter ausgegrenzt und an den Rand der Gesellschaft gedrängt zu werden. «Altersghetto» ist ein oft gehörter Begriff. Wer in einer dem Alter zugewiesenen Umgebung wohnt, fühlt sich häufig stigmatisiert. Nicht zuletzt auch von gleichaltrigen Personen, die sich

vom negativ besetzten Altersbild abgrenzen möchten.

Der Wunsch nach einer altersgemischten Umgebung entspringt also vor allem der Ablehnung von Alterssiedlungen und Heimen?

Nicht nur. Verlust und Tod sind Themen, mit denen man sich im Alter auseinandersetzen muss. In einem Umfeld, wo nur alte Menschen leben, wird diese Auseinandersetzung vielfach und ständig reflektiert. Viele Menschen empfinden das als belastend. Die Auseinandersetzung mit jüngeren Menschen und ihren Bedürfnissen durchbricht dies.

Die Älteren möchten durch die Jungen im Wohnumfeld dem Alter also ein Stück weit entkommen.

Ein Stück weit. Sie haben ein vitales Interesse, in einer generationengemischten Gemeinschaft zu leben, weil sie partizipieren und zumeist auch gerne etwas weitergeben möchten. Die Babyboomer werden oft als hedonistische Globetrotter beschrieben, dabei handelt es sich um eine Generation, die Generativität für sehr wichtig hält.

Was bedeutet Generativität?

Generativität meint die gegenseitige Sorge zwischen den Generationen. Für die Regulation ihres Wohlbefindens ist es für ältere Menschen wichtig, eine Aufgabe zu haben, etwas weitergeben zu können und gebraucht zu werden. Die Gesellschaft teilt dem Alter ja keine spezifischen Aufgaben mehr zu. Das Interesse zum Kontakt mit jüngeren Menschen bedeutet auch, Information über Verände-

rungen in der Welt zu erhalten und Neues zu lernen. Man wünscht sich den Austausch somit in beide Richtungen.

Wollen das die jüngeren Erwachsenen auch?

Sie wollen bestimmt nicht ungefragt belehrt werden. Sie sind in einer Lebensphase, wo sie ihre eigene Identität definieren müssen, und dafür müssen sie eigene Massstäbe entwickeln. Im Gegenzug sind sie aber auch sehr offen und haben Freude am Experimentieren und Ausloten von Möglichkeiten. Das kann man auch für Generationenkontakte nutzen. Praktisches Wissen wird gerne angenommen, zum Beispiel beim Urban Gardening, beim Kochen oder Handwerken. Aber ja, es gibt ein gewisses Ungleichgewicht, und das Bedürfnis nach Kontakten zu anderen Generationen ist bei den älteren Menschen ausgeprägter.

Ist die generationengemischte Nachbarschaft ein geeigneter Ort dafür?

Es muss das entsprechende Klima in der Nachbarschaft da sein, damit die Generationen den Draht zueinander finden. Es geht ja um mehr als nur um Fahrdienste zum Arzt oder Einkaufen während der Pandemie. Generationenbeziehungen müssen immer ausgehandelt werden, und zwar explizit. Dafür braucht es einen Anreiz und in der Regel auch jemanden, der die Fäden zusammenführt. Sonst warten alle darauf, dass der andere an-

klopft. Deshalb kommt Vereinen und Interessengruppen in den Quartieren eine grosse Bedeutung zu. Sie machen Potenziale und auch Bedürfnisse in der Nachbarschaft für andere sichtbar. Bekommen Vereine und Gruppen in der Nachbarschaft Raum für ihre Aktivitäten, ist das hilfreich.

Während der Pandemie griffen viele Ältere oft lieber auf die Unterstützung durch Angehörige zurück als auf die Angebote der Nachbarn – auch in gut vernetzten Nachbarschaften.

In unserer Gesellschaft wird Unterstützung und Hilfe als private und nicht gesellschaftliche Aufgabe angesehen. In

der Schweiz ist diese Haltung erstaunlich stark verankert, auch in den Köpfen der Menschen. Man erwartet, dass die Familie in erster Instanz hilft. Diese Haltung

könnte sich aber bald abschwächen, wenn neue Altersgenerationen allgemein weniger auf die Unterstützung durch die Familie zurückgreifen können. Sei es, weil sie vermehrt keine Kinder haben, sei es, weil die Familie weniger Mitglieder hat oder diese nicht abkömmlich sind.

Ältere Menschen, die in generationengemischte Siedlungen ziehen, werden somit zukünftig mehr nachbarschaftliche Unterstützung erwarten.

Die Hoffnung auf gegenseitige Hilfe ist bestimmt eine starke Motivation. Selbst wenn Nachbarschaft kein Familienersatz ist, kann sie Subsidiaritätsfunktionen

übernehmen, auch was emotionale Bedürfnisse betrifft. Das Bedürfnis, enge Beziehungen zu anderen Menschen zu haben, dazuzugehören, ist ein ursprüngliches. Insbesondere im hohen Alter ist es wichtig, dass solche Beziehungen im nahen Umfeld gepflegt werden können, da man weniger mobil ist und geringere Freiheitsgrade besitzt. In Zeiten, wo Freundschaften immer mehr zu Wahlverwandtschaften werden, braucht es Nachbarschaftsstrukturen, in denen sich Beziehungen entwickeln lassen.

Befragungen zeigen aber, dass ältere alleinstehende Menschen mehr Mühe haben, Nachbarschaftskontakte zu knüpfen.

Ich glaube, dass man das differenzierter anschauen muss. So sind alleinstehende Frauen nicht einsam, nur weil sie alleinstehend sind. Gerade sie sind gut darin, Kontakte zu knüpfen und zu pflegen. Sie organisieren ihr Netzwerk meist gekonnt. Alte Männer sind darin weniger routiniert, weil sie anders sozialisiert sind und bislang anders gelebt haben. Ich rechne mittelfristig auch damit, dass der von Ihnen erwähnte Zusammenhang schwächer wird. Wir haben es bald mit einer neuen Generation alter Menschen zu tun, die sich oft bewusst dafür entschieden hat, kinderlos zu bleiben. Diese Leute sind geübt darin, ihr Leben ohne Kernfamilie zu organisieren. Die Personen, die jetzt im hohen Alter sind, haben das oft nicht so gewählt und sind auch weniger gewohnt, Kontakte aufzubauen.

Aber auch das soziale Umfeld der gut Vernetzten schrumpft im Alter. Muss

die generationendurchmischte Nachbarschaft den Alleinstehenden deshalb besondere Aufmerksamkeit schenken?

Wie in jedem sozialen System ist es wichtig, Potenziale zu erkennen, zum Beispiel das der alleinstehenden Frauen im hohen Alter. Aber das System muss das Potenzial auch aufnehmen können und es darf nicht einseitig geschehen. Dazu gehört, dass man sich wahrgenommen fühlt, dass jemand nach dem Befinden fragt. Dann fühlt man sich getragen, und schon das ist ganz wichtig. Und schliesslich ist es immer auch eine Frage der Persönlichkeit. Es gibt solche, die zufrieden sind, wenn sie wissen, dass sie sich an der Nachbarschaft beteiligen und Kontakte pflegen können, wenn sie das möchten. Andere wollen mehr machen und sollen das auch können.

Aber kann man mit dieser Erwartung in eine neue Nachbarschaft einziehen?

Man kann hoffen, aber nicht erwarten. So kann man von niemandem erwarten, dass er sich stark für die Nachbarschaft engagiert oder sich auf engere Beziehungen einlässt. Aber man soll die eigenen Wünsche und Bedürfnisse kommunizieren können. Gerade in generationengemischten Nachbarschaften sind unausgesprochene Erwartungen Gift. Kennt man die gegenseitigen Erwartungen, kann die Beziehung ausgehandelt werden.

–

Wohnmodelle für mehrere Generationen

Es gibt unterschiedliche Wohnformen, die Generationenbeziehungen im Wohnumfeld ermöglichen. Sie lassen sich nicht klar voneinander abgrenzen. So ist dieser Überblick auch nicht als Ordnungssystem, sondern als Orientierungshilfe zu verstehen.

Dieses Heft beschäftigt sich in erster Linie mit Siedlungen, die einen konzeptionellen Fokus auf generationenübergreifende Nachbarschaftsbeziehungen legen. In solchen Siedlungen können andere – hier aufgeführte – generationenübergreifende Wohnformen wie bspw. WGs oder Häuser für die nachfamiliäre Phase integriert sein. Deshalb sind einige Beispielprojekte (Kennungen **A**–**Z**) bei mehreren Wohnformen vermerkt.

1. GENERATIONENGEMISCHTE SIEDLUNGEN UND GENERATIONENSIEDLUNGEN

Vergleicht man generationengemischte Siedlungen, zeigt sich, dass Generationenbeziehungen konzeptionell unterschiedlich stark berücksichtigt werden. Eine generationengemischte Siedlung kann auch ohne konzeptionellen Unterbau allein durch die natürliche Fluktuation in der Bewohnerschaft entstehen. Versteht oder bezeichnet sich eine Siedlung jedoch als «Generationensiedlung» oder wird der Begriff «Mehrgenerationenwohnen» verwendet, dann sollte der Aspekt der Generationenbeziehungen in die Planung (→ S. 27 ff.), in die Vermietung (→ S. 50 ff.) sowie in den Betrieb (→ S. 53 ff.) einfließen. Der Kontakt zwischen den Generationen muss durch Konzepte und Angebote entwickelt und gefördert werden.

Generationensiedlungen verfügen über einen breiten Mix von Wohnungen, die auf die Bedürfnisse unterschiedlicher Lebensphasen bzw. Lebenssituationen zugeschnitten sind. Es gibt Siedlungen, wo die Wohnungen so angeordnet sind, dass sich die Generationen innerhalb der Häuser, Stockwerke bzw. Gebäudeflügel mischen (**A**, **B**, **E**, **J**). Andere Siedlungen ordnen die Wohnungen so an, dass sich in den Siedlungen sepa-

rierte Wohnzonen für verschiedene Lebensphasen bilden und intergenerationelle Begegnungen in den dafür vorgesehenen Bereichen stattfinden (→ S. 28) **I**, **K**, **U**.

Siedlungen für die nachfamiliäre Lebensphase (50-plus)

Siedlungen für die zweite Lebenshälfte – oft als 50-plus-Siedlung bezeichnet – werden meist nicht als Mehrgenerationensiedlungen deklariert, obwohl die jüngsten Bewohner oft 30 bis 40 Jahre nach den ältesten geboren wurden (**M**, **T**). Weil bei solchen Wohnkonzepten (informelle oder organisierte) Nachbarschaftshilfe und Gemeinschaftsaktivitäten zur angestrebten Wohnkultur gehören, sind Generationenfragen bzw. die unterschiedlichen Bedürfnisse der verschiedenen Altersphasen dennoch Themen, mit denen sich Trägerschaften und Hausgemeinschaften auseinandersetzen müssen. Der Aufwand lohnt sich: Nachbarschaftsbeziehungen zwischen Personen in der nachfamiliären Phase scheinen in den begutachteten Wohnprojekten besonders gut zu funktionieren.

2. GENERATIONENGEMISCHTE HAUSGEMEINSCHAFTEN

Unter den gemeinschaftlichen Wohnformen genießen Hausgemeinschaften die meiste Akzeptanz (→ Tabelle S. 11). Hier teilt man verschiedene Räume und Bereiche in der Siedlung bzw. im Haus und gestaltet aktiv das Zusammenleben, wobei jede Partei ihre eigene Wohnung bewohnt. Oft werden Hausgemeinschaften durch ihre Bewohnerschaft vollständig oder teilweise selbstverwaltet (**E**, **K**). Selbstinitiierte Hausgemeinschaftsprojekte (**N**) gelten als aufwendig und zeitintensiv in der Planung und Umsetzung. Auch bestehende Trägerschaften kann diese Wohnform herausfordern (**L**). Das ist mitunter ein Grund,

Generationenkontakte im Wohnumfeld entstehen ...

	... im gleichen Haushalt (WG inkl. Clusterwohnungen)	... im gleichen Haus	... in der Siedlung	... in der Institution
<p>... privat informell</p> <p>Kontakte zwischen den Generationen im Wohnumfeld finden spontan und nicht organisiert statt. Grundsätzlich ist das überall möglich, wo verschiedene Altersgruppen wohnen.</p>	<p>7. Mehr-generationalen Familienhaus-halt</p>	<p>8. Intergenerationelle Familienhausge-meinschaft</p>	<p>6. d) Betreute Woh-nungen (IV) in der (Alters-) Siedlung</p> <p>A, E, G, I</p>	
<p>... privat formalisiert</p> <p>Kontakte zwischen den Generationen finden innerhalb von selbstorganisierten Strukturen statt. Dazu gehören regelmässige Treffen auf Basis gemeinsamer Verpflichtungen, Interessen oder privater Vereinbarungen.</p>	<p>3. Generationen-gemischte Wohngemein-schaften, inkl. 50plus-Projekte</p> <p>A, B, D C</p>	<p>1. Generationengemischte Siedlungen Inkl. 50plus-Projekte</p> <p>A, B, G, H, I, J, K, L, U M, T, W</p>		
<p>... professionell partizipativ</p> <p>Die Organisation von Kontakten zwischen den Generationen wird professionell unterstützt durch Wohnbauträger oder externe Organisationen (bspw. Gemeinde). Öfter werden dafür Mandate an Fachpersonen vergeben.</p>	<p>4. Wohnraum gegen Alltagsunter-stützung (vermittelte intergeneratio-nelle Zweier-WGs)</p> <p>Y, Z</p>	<p>2. Generationen-gemischte Haus-gemeinschaft, inkl. 50plus-Projekte / inkl. Grosshaushalte</p> <p>D, E, F, N, K, L, O, B</p>		
<p>... professionell angeboten</p> <p>Kontakte zwischen den Generationen werden in der Regel durch Dienstleister als Angebot organisiert. Die Begegnungen finden stets professionell betreut und moderiert statt. Auch spontane Kontakte finden in betreutem Rahmen statt.</p>		<p>5. Intergenerationelle Wohnbegleitung</p> <p>P, Q, R</p>	<p>6. a) Kita in der (Alters-) Siedlung</p> <p>H</p>	<p>6. b) Kita im Altersheim</p> <p>S, X</p>
			<p>6. c) Pflegewohngruppe in der Siedlung</p> <p>H, I, V</p>	

- | | | | |
|--|--|---|---|
| <p>A Hunziker Areal, Zürich</p> <p>B Wohn- und Gewerbehau Kalkbreite, Zürich</p> <p>C Zollhaus, Zürich</p> <p>D Generationenhaus Heizenholz, Zürich</p> <p>E Mehrgenerationenhaus Giesserei, Oberwinterthur</p> <p>F Haus StadtErle, Basel</p> <p>G GeWo Burgdorf, Burgdorf</p> | <p>H WohnenPlus-Siedlung Bergli, Bülach</p> <p>I Mehrgenerationensiedlung Soligänter, Bülach</p> <p>J Siedlung Sonnmatt, Willisau</p> <p>K Siedlung Brandstrasse / Hausgemeinschaft 50plus, Uster</p> <p>L Siedlung Ruggächern, Zürich</p> <p>M Zopfmatte, Suhr</p> <p>N Hausgemeinschaft Büel, Gsteigwiler</p> | <p>O HiBi 22 - gemeinschaftliches Wohnen, Bülach</p> <p>P Generationenhaus Masein, Masein</p> <p>Q Generationenhaus Papillon, Linden</p> <p>R Alterswohnungen Untersteig, Nesslau</p> <p>S Novellas Generationenhaus, Vilters</p> <p>T Siedlung Muttimatte, Brügg</p> | <p>U Wohnen für Generationen, Ormalingen</p> <p>V Siedlung «Im Zelgli», Madiswil</p> <p>W Husmatt, Steinen</p> <p>X Generationenhaus Neubad, Basel</p> <p>Y Wohnen für Hilfe, Kanton Zürich</p> <p>Z Benewohnen, St. Gallen</p> |
|--|--|---|---|
- Projektinfos im Umschlag

Einschätzung zukünftiger privater Wohnmöglichkeiten durch Personen im Alter 65+ (2018)

Frage: «Welche Wohnmöglichkeiten könnten Sie sich in Zukunft für sich vorstellen. Ich meine, was käme für Sie da alles in Betracht (einmal abgesehen von den Kosten)? Wie könnten Sie wohnen?»

zukünftige Wohnmöglichkeiten	CH
In einem Haus, in dem die Nachbarn eine gute Nachbarschaft pflegen.	67%
In einem Haus mit verschiedenen Generationen.	54%
In einem Haus, in dem man eine Ansprechperson hat, wenn man Hilfe braucht (Alterswohnung).	31%
In einer kleineren Wohnung.	25%
In einem Haus, in dem die Bewohner für das Haus verantwortlich sind (Hausgemeinschaft).	24%
In einer ruhigeren Wohnung.	19%
In einem Haus, in dem nur ältere Menschen leben.	12%
In einer Wohnung, in der noch andere Leute leben (Wohngemeinschaft).	10%
In einer grösseren Wohnung.	10%

Quelle: Age Report IV
 Download unter age-report.ch

weshalb Hausgemeinschaften noch immer eine Nische im Wohnungsmarkt darstellen.

Bei generationengemischten Hausgemeinschaften wird auf allen Ebenen von der Planung bis zum Betrieb die Beziehung und der Kontakt zwischen den Generationen stets mitgedacht und reflektiert. Unabhängig davon, ob es sich konzeptionell um eine altersdurchmischte Hausgemeinschaft **(D, E)** handelt, um eine Hausgemeinschaft für die nachfamiliäre Phase, die ebenso mehrere Generationen umfasst **(K, O, N)**, oder ob generell die Nachbarschaftsentwicklung im Fokus steht **(F)**: Die Erfahrungen aus diesen Wohnprojekten sind auch für generationengemischte Wohnformen relevant, die weniger stark gemeinschaftlich ausgerichtet sind.

3. GENERATIONENGEMISCHTE WOHNGEMEINSCHAFTEN

Gemeinschaftliche Wohnformen gewinnen an Akzeptanz, sind aber bei den über 65-Jährigen immer noch eine seltene Wohnform. Das gilt insbesondere für gemeinschaftlich bewohnte Gross- und Clusterwohnungen. Interessant ist die Beobachtung, dass ältere WG-Interessierte einem Generationenmix gegenüber aufgeschlossener zu sein scheinen als jüngere **(D)** → **(D)** S. 31).

Auch wenn Generationen-WGs eine Nische im Wohnungsmarkt darstellen, so sind die Erfahrungen damit erhellend, wenn man sich für Generationenbeziehungen im Wohnumfeld interessiert. Durch die Nähe der Generationen in der WG treten einerseits Chancen und Konflikte deutlich zutage. Andererseits wird das Miteinander durch die Bewohnerschaft reflektiert und bei Problemen nach konstruktiven Lösungen gesucht. Von diesem Know-how profitieren alle generationengemischte angelegte Wohnkonzepte, egal ob WG oder Siedlung. Der Exkurs auf Seite 14 gibt Auskunft zu den besonderen Herausforderungen für generationengemischte WGs **(A, B, D, E, F)**.

4. WOHNRAUM GEGEN ALLTAGSUNTERSTÜTZUNG

In früheren Zeiten besserten Witwen ihr Einkommen auf, indem sie einzelne Zimmer in ihrem Haus an junge Personen in Ausbildung oder an Handwerker vermieteten. Unter der Bezeichnung «Wohnen für Hilfe» erlebt die Untermiete in angepasster Form derzeit eine Renaissance. Wer ungenutzten Wohnraum besitzt, kann diesen an junge Menschen vermieten. Dabei wird die Miete in Form von Unterstützungsleistungen erbracht, wobei die Wohnfläche mit dem zeitlichen Aufwand für die Unterstützungsleistungen aufgerechnet wird. Inspiriert von Projekten in Deutschland, richtete die Pro Senectute des Kantons Zürich 2009 eine Vermittlungs- und Kontaktstelle «Wohnen für Hilfe» ein **(Y)**. Unterdessen bestehen ähnliche Angebote in Bern, Basel, Fribourg, Genf, Lugano und St. Gallen. Um eine faire Umsetzung zu gewährleisten, werden die WGs durch die Träger-schaften eng begleitet und teilweise auch durch den Anschluss an die Zeitbörse unterstützt, wie bspw. im Projekt Benewohnen in St. Gallen **(Z)** (→ Lesetipp S. 12). Viele dieser intergenerati-onellen Wohnpartnerschaften funktionieren gut. Das liegt nicht zuletzt an der Sorgfalt, welche die Projektträgerschaften beim Zusammenführen passender Wohnpartner walten lassen. Die grösste Herausforderung für dieses intergenerationelle Wohnmodell liegt darin, dass die Nachfrage bei jüngeren Menschen – vor allem bei Studierenden – deutlich höher ist als das Angebot an Wohnraum durch ältere Menschen. Ein weiteres Problem ist, dass die jungen Mitbewohner wieder ausziehen, sobald die Ausbildungs- oder Beziehungssituation sich ändert. Einzug, Kennenlernen und Auszug als Kreislaufprozess kann für die älteren Wohnraumanbieterinnen und -anbieter zu anstrengend werden.

5. INTERGENERATIONELLE WOHNBEGLEITUNG

Das etwas stereotype Bild von der älteren Generation, die Unter-stützung braucht und der jungen Generation, die Unterstüt-zung leistet, begründet eine weitere Form des generationenge-mischten Wohnens, in welcher eine grosse Familienwohnung kleineren Wohnungen zugeordnet ist. Die Grundidee: Die jun-gen Bewohner der Familienwohnung bieten ihren älteren Nach-

**LESETIPP
ZUM THEMA «WOHNRAUM GEGEN
ALLTAGSUNTERSTÜTZUNG»**

Z BeneWohnen ist ein Angebot, in welchem das Konzept «Wohnraum gegen Alltagsunterstützung» zusätzlich mit einer Zeitbörse verknüpft wurde. D.h., anstatt mit Miete werden Zimmer mit Zeit bezahlt. Die Überweisung der Zeit erfolgt über ein Zeit-Konto. Die logisgebende Person kann die Zeit, die sie für die Vermietung eines Zimmers bekommen hat, auch für Dienstleistungen von anderen Zeitbörsen-Teilnehmenden einsetzen.

Dokumentation des Pilotprojekts:
→ age-stiftung.ch/benewohnen



barn Unterstützung im Alltag. Das kann im Rahmen eines kleinen Hauswartmandats der Trägerschaft erfolgen **P, R**.

Bekannt sind auch privatunternehmerische Formen, in denen eine Familie eigenständig Betreuungs- und teilweise auch Pflegedienstleistungen in den Alterswohnungen ihrer Liegenschaft anbietet **Q**. In solchen Wohnmodellen ist die intergenerationale Beziehung klar durch das Angebot definiert. Der Kontakt zur jüngeren Generation und das damit vermittelte Normalitätsprinzip ist implizit oder explizit Teil eines klar deklarierten Alterswohnangebots.

6. WOHNANGEBOTE MIT INSTITUTIONELLEN GENERATIONENKONTAKTEN

a) Kindertagesstätten in der Siedlung

Siedlungen mit altersgerechten Wohnungen, in denen Kindergärten oder -tagesstätten integriert werden, bieten spontane Begegnungen mit Kindern und mit deren Eltern **H**. Teilweise nutzen Bewohnerschaft und die Betreuungsorganisation bestimmte Innen- und Aussenräume gemeinschaftlich **V**, so dass auch gemeinsame Anlässe – bspw. ein Adventsingen oder ein gegenseitiges Geschichten-Vorlesen – organisiert werden können.

b) Kindertagesstätten im Alters- und Pflegeheim

Ähnliches wird auch in Alters- und Pflegeheimen umgesetzt. Dort koordinieren zwei Institutionen mehr oder weniger regelmässig gemeinsame Treffen **X, S**.

c) Dezentrale Pflegewohngruppen in der Siedlung

Interessante Kooperationen ergeben sich auch zwischen Wohnbauträgerschaften und dezentralen Pflegewohngruppen (PWG) **H, I**. Letztere mieten bspw. das Erdgeschoss und bieten dort Pflegeplätze an (→ S. 41 f.). Für die pflegebedürftigen Menschen bedeutet die räumliche Nähe zur Normalität des Siedlungslebens Anteilnahme und Teilhabe. Sie erlauben den Kontakt zu anderen Generationen, wobei auch die passive beobachtende Teilhabe als wichtig für die Lebensqualität gilt. Dass eine PWG ältere Mieter bei späterem Pflegebedarf aufnehmen

oder ihnen Dienstleistungen anbieten kann, darf nur kommuniziert werden, wenn dies tatsächlich und konkret so vereinbart wurde. Hier ist im Vermietungsprozess Zurückhaltung angebracht.

d) Betreute Wohnungen in der Siedlung

Ein weiteres Kooperationsmodell ist die Integration von betreuten Wohnangeboten für (jüngere) Menschen mit Beeinträchtigung in eine (Alters-) Siedlung **A, E, G, I**. Die Kooperation kann auch Dienstleistungen für die Wohnungen durch die Partnerorganisation beinhalten. So kommt es zu weiteren Generationenbegegnungen in der Nachbarschaft.

7. MEHRGENERATIONEN-FAMILIENHAUSHALT

Dass ältere Menschen mit anderen Generationen gemeinsam im selben Haushalt leben, ist in der Schweiz eher die Ausnahme. Das gilt auch innerhalb von Familien: Zwar ziehen ältere Menschen oft in die Nähe ihrer Kinder – jedoch in eine eigene Wohnung. Durch «Intimität auf Distanz» (Perrig-Chiello & Höpflinger, 2009) wahren ältere Eltern und ihre erwachsenen Kinder gegenseitig ihre Unabhängigkeit. Ziehen sie zusammen, ist der Grund oft ein erhöhter Betreuungsbedarf. So leben bspw. von den 80- bis 84-jährigen Frauen 3.6 % mit einem Kind zusammen, von den über 90-jährigen sind es 8.4 %. Da Männer im hohen Alter deutlich öfters mit einer Ehefrau bzw. Lebenspartnerin zusammenleben, sind die Anteile an Vätern, die mit einem Kind zusammenleben, kleiner (Age Report IV, S. 187).

Zunehmen dürfte in den nächsten Jahren die Teilzeit-Familien-WG bei pensionierten Immigranten, die einen Grossteil ihres Erwerbs- und Familienlebens in der Schweiz verbracht haben. Immerhin besitzen knapp 40% der eingewanderten älteren Mieterinnen und Mieter (65–79 Jahre) ohne Schweizer Pass in ihrem Herkunftsland Wohneigentum (bei den eingebürgerten sind es 20 %) (Age Report IV, S. 210). Einige pendeln zwischen ihrem Wohneigentum in der alten Heimat und der Schweiz, wo sie jährlich mehrere Wochen bei ihren Kindern wohnen.

LESETIPP

Die Website und das Buch «Weiterbauen» zeigen, wie der Gestaltungsspielraum im Eigenheim genutzt werden kann, um die eigene Wohnzukunft zu gestalten. Es stehen Massnahmen im Vordergrund, die das Wohnen im Alter mit einer neuen Nutzung verbinden. Neu nutzen heisst hier beispielsweise, Haus und Garten so umzugestalten, dass anstelle einer, zwei Wohnungen Platz finden, und sich eine davon gut zum Älterwerden eignet.

Weitere Informationen und Bestellung:

→ weiterbauen.info



8. INTERGENERATIONELLE FAMILIENHAUSGEMEINSCHAFT

Laut Mariette Beyeler, der Autorin des Buches «Weiterbauen» (→ Lesetipp), hat die klassische Einliegerwohnung im Einfamilienhaus erwachsener Kinder für ältere Menschen an Attraktivität eingebüsst, nicht zuletzt wegen ungenügender Rückzugsmöglichkeiten. In ihrem Buch zeigt Mariette Beyeler verschiedene Lösungen, wie Einfamilienhäuser und Eigentumswohnungen so umgebaut und weiterentwickelt werden können, dass sie als Generationenhaus ein gutes Zusammenleben fördern. Doch wie in anderen Hausgemeinschaften auch, sind an das Zusammenziehen bzw. ans Über- oder Nebeneinanderwohnen von Familienangehörigen viele – teils unausgesprochene – Erwartungen geknüpft: Sei es bezüglich der Enkelbetreuung, der Bewirtschaftung der Liegenschaft oder der Integration in den Alltag der jüngeren Kernfamilie. Deshalb brauchen Familienhausgemeinschaften eine sorgfältige Vorbereitung. Ansprüche, Wünsche, Erwartungen und Abgrenzungen müssen in offenen Gesprächen geklärt werden. Dazu gehören auch finanzielle und rechtliche Fragen. Und schliesslich ist zu diskutieren, wie man die Unterstützung bei einer späteren Hilfs- und Pflegebedürftigkeit gestalten würde. Findet die Familie zu einer gemeinsamen Vision des Zusammenlebens, dann gilt für die Planungsphase, «dass nichts für die eigene Familie gebaut wird, was nicht auch zum Wohnen mit familienfremden Bewohnern geeignet wäre» (Beyeler 2010: 20).

EXKURS

MEHRGENERATIONENHÄUSER IN DEUTSCHLAND

Im deutschsprachigen Raum bezeichnet der Begriff Mehrgenerationenhaus kein klar definiertes Wohn- oder Betriebsmodell. Unter Mehrgenerationenhäuser subsumiert man einerseits altersdurchmischte gemeinschaftliche Wohnmodelle. Andererseits bezieht sich der Begriff vor allem in Deutschland seit dem ersten bundesweiten Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser (seit 2006 mit 2 Folgeprogrammen) vermehrt auf offene, quartiersorientierte Nachbarschaftstreffpunkte, wo familienorientierte Aktivitäten und Dienstleistungen für alle Altersgruppen angeboten werden. Die Förderkriterien des Aktionsprogramms wurden dabei als Definition für den Begriff Mehrgenerationenhaus im Sinne offener Tagestreffpunkte im Quartier übernommen. Diese Begriffszuschreibung hat in der Schweiz dagegen nicht stattgefunden, wo Mehrgenerationenhäuser in erster Linie mit Wohnprojekten assoziiert werden.

Um Verwirrung in Diskussionen und Recherchen zum Generationenthema zu vermeiden, ist es sinnvoll, die Kriterien zu kennen, die das erste Aktionsprogramm für die Förderung eines Mehrgenerationenhauses voraussetzte. Dazu gehörte: ein Angebot zur Kinderbetreuung, ein offenes Café, die Vermittlung familiennaher und vor allem ehrenamtlich angebotener Dienstleistungen (bspw. Einkaufsservice für Senioren, Mittagstische, Haushaltshilfe etc.). Mit dem Aktionsprogramm sollte also nicht nur die Begegnung zwischen Generationen gefördert werden, sondern auch das Angebot und die Koordination von kostengünstigen – ehrenamtlichen wie professionellen – Unterstützungsleistungen im Alltag. Entsprechend zählen die neu etablierten Quartierstrukturen zu den nachhaltig wirksamen Resultaten des Aktionsprogramms.

Die Förderung umfasste bis 2019 eine jährliche Finanzierungsbeteiligung der Öffentlichen Hand mit 40 000 Euro, seit 2020 sind es 50 000 Euro pro Mehrgenerationenhaus. Das nächste Folgeprogramm beginnt 2021. Im April 2020 existierten in Deutschland rund 540 Mehrgenerationenhäuser.

Weitere Informationen: → www.mehrgenerationenhaeuser.de

Herausforderungen für generationengemischte Wohngemeinschaften

Generationengemischte Wohngemeinschaften stehen vor spezifischen Herausforderungen. Dazu gehören Bewohnerfluktuationen: Für Menschen in unterschiedlichen Lebensphasen haben Wohnsituationen nicht den gleichen Zeithorizont. Wohnsituationen älterer Menschen sind in der Regel langfristig angelegt. Sie besitzen ein über die Zeit gewachsenes Fundament aus materiellem Besitz, sozialen Beziehungen und emotionaler Verbundenheit zum Wohnumfeld. Ein Umzugsentscheid wird im Alter deshalb selten kurzfristig gefällt. Er wird sorgfältig abgewogen in einem Prozess hin zu einer längerfristig vorbereiteten und einschneidenden persönlichen Veränderung. Diese ist oft mit materieller Trennung und sozialem Verlust verbunden. Für jüngere Personen dagegen sind Wohnsituationen Arrangements, die sie kurzfristig wieder ändern können. Entsprechend ist es einfacher, eine jüngere Person für eine WG zu finden als eine ältere. Im Gegenzug muss bei jüngeren Mitbewohnenden auch mit einer kürzeren Verweildauer gerechnet werden. In der Folge werden ältere Bewohner, welche die WG verlassen, eher durch jüngere Neueintritte ersetzt. Dies nicht zuletzt, um Leerstandskosten zu vermeiden, für welche die Gruppenmitglieder gemeinsam aufkommen müssen.

A Maria (58), WG-Bewohnerin, Textauszug → **A** S. 74 f.

Jeder Wechsel bedeutet Diskussionen und nimmt uns mental in Anspruch. Die Jungen sind super – aber sie sind nach zwei oder drei Jahren wieder weg, wenn sie ihr Studium beendet haben oder eine Familie gründen.

Durch diese Tendenz generationengemischter WGs hin zur Verjüngung steigt auch die Fluktuation in der Gruppe. Um die Verjüngungstendenz und ihre Folgen zu mildern, braucht es vor allem Zeit, um ältere Mitbewohner zu finden. Das heisst, die Gemeinschaft oder die Trägerschaft muss bereit sein, einen längeren Leerstand in Kauf zu nehmen. Wer aus Kostengründen in eine WG gezogen ist, wird dem nur wenig abgewinnen können.

Eine weitere Herausforderung sind die unterschiedlichen Erwartungen an das Leben in der Wohngemeinschaft, die durch die jeweilige Lebensphase und ihre Alltagsroutinen geprägt sind. Die unterschiedlichen Prioritäten und Erwartungen können in der Wohngemeinschaft zu zusätzlichem Klärungsbedarf führen. Die Dokumentationen zu generationengemischten WG-Projekten belegen, dass ältere Menschen ihr Leben dort als bereichernde Lebenserfahrung betrachten. Die erhöhten sozialen Anforderungen in einem altersdurchmischten Haushalt können mittelfristig jedoch auch ermüden.

Clusterwohnungen – für Generationenmix von Vorteil

In unterschiedlichen Lebensphasen werden unterschiedliche Anforderungen an Haushaltsführung und Alltagsstruktur gestellt. Deshalb haben Clusterwohnungen im Vergleich zur klassischen Wohngemeinschaft in einer Grosswohnung insbesondere für generationengemischtes Gemeinschaftswohnen gewisse Vorteile. Die reduzierten privaten Wohneinheiten, die mit gemeinschaftlich genutzten Wohn- bzw. Haushaltsflächen kombiniert werden, verfügen in der Regel über eine eigene Nasszelle, teils auch über eigene Kleinküchen. Gepaart mit guter Schallisolation bieten sie mehr privaten Rückzugsraum und schmälern Reibungsflächen dort, wo sich aufgrund unterschiedlicher

Prioritäten Konflikte zwischen den Generationen entzünden können.

Mit dem privaten Komfort gehen jedoch höhere Mietkosten einher. Das führt mitunter in generationengemischten Cluster-Gemeinschaften zu einem höheren Altersdurchschnitt als in «Grosswohnungs-WGs». Die Reduktion von Wohnkosten ist für viele junge Menschen ein Hauptgrund für den Einzug in eine Wohngemeinschaft. Die mit Blick auf den reduzierten privaten Wohnraum erhöhten Kosten einer Clusterwohnung spielen aber auch bei Menschen im Rentenalter eine wichtige Rolle. Der Entschluss, sich im Wohnraum einzuschränken, beruht auch in dieser Altersgruppe nicht selten auf finanziellen Überlegungen.

Ein weiterer sensibler Punkt in Clusterwohnungen scheinen die Anteilsverhältnisse zwischen den Altersgruppen zu sein. Die Angst, dass man samt seinen altersspezifischen Bedürfnissen im engsten Wohnumfeld marginalisiert wird, spielt dabei eine grosse Rolle (**D**, → **D** S. 36).

Wie gut und wie langfristig sich generationengemischtes Wohnen in WGs bzw. in Clusterwohnungen umsetzen lässt, hängt wohl letztlich auch von Details ab wie der Lage der Siedlung, der Positionierung und der Grösse der privaten Wohneinheiten sowie den Wohnkosten und den Vergaberegulungen.

–

GENERATIONENGEMISCHTE SIEDLUNGEN MIT GEMEINSCHAFTLICHEN WOHNFORMEN

F StadtErle, Basel

Die StadtErle ist ein Wohnhaus der Genossenschaft Zimmerfrei für ca. hundert Menschen im Basler Neubauquartier Erlenmatt Ost. Es wurde von den Initiantinnen und Initianten als Konzept für eine sozial und altersmässig gemischte Hausgemeinschaft mit gemeinschaftlicher, nachhaltiger, selbstverwalteter und genügsamer Lebensweise entwickelt: So entstanden kleine Wohnungen mit wenig Ressourcenverbrauch und ergänzt durch Gemeinschaftsräume. Neben Wohnungen für Familien, Paare und Singles gibt es auch eine Clusterwohnung und eine Gross-WG. Die StadtErle ist hindernisfrei nach SIA 500 gebaut und hält auch gewisse Empfehlungen der Planungsrichtlinien «Altersgerechte Wohnbauten» ein. Spezielle Wohnungen fürs Alter gibt es nicht, doch die vielen Kleinwohnungen tragen zur Altersdurchmischung bei. Eine Dokumentation zeichnet die Entwicklung der generationendurchmischten Hausgemeinschaft und ihre Qualitäten detailliert nach (vgl. S. 54).

→ age-stiftung.ch/stadterle

B Wohn- und Gewerbesiedlung Kalkbreite, Zürich

Der Wohn- und Gewerbebau Kalkbreite liegt mitten in Zürich. Hier wohnen rund 260 Menschen, 28 sind über 60 Jahre alt. 3 davon wohnen in klassischen WGs unterschiedlicher Grösse. In den 3 Wohnclustern der Kalkbreite mit total 32 Wohneinheiten (1 bis 1½ Zimmer) leben 25- bis 75-Jährige, darunter 13 Personen über 60. Die restlichen 12 Kalkbreitebewohnenden im Alter 60+ leben in 2½- bis 3-Zimmer-Wohnungen. 8 davon sind (fest oder nachträglich) dem sogenannten Grosshaushalt angeschlossen. Dieser besteht aus 20 Wohnungen mit 1 bis 9½ Zimmern und wird von rund 50 Personen gemeinsam geführt. Sein Herzstück bilden der Ess- und Aufenthaltsraum als Treffpunkt sowie die gemeinsame professionelle Küche mit angestelltem Kochpersonal. Zum Grosshaushalt gehörten im Juli 2018 Familien, junge kinderlose Singles und Paare, Menschen im Alter um die 50, ebenso Pensionierte sowie Personen mit Beeinträchtigungen.

→ kalkbreite.net

C Das Zollhaus, Zürich

Das Zollhaus, die zweite Siedlung der Genossenschaft Kalkbreite, entsteht unmittelbar beim Zürcher Hauptbahnhof. In der Vermietung wurden Menschen über 60, die sich für das Wohnen in einer WG interessierten, begleitet und speziell berücksichtigt. 3 von 50 Wohnungen wurden in der Folge an WGs «Gemeinschaftliches Wohnen im Alter» vergeben. Beim Erstbezug des Zollhauses sind Personen über 65 noch untervertreten.

→ age-stiftung.ch/zollhaus

A Hunziker Areal, Zürich

Die Baugenossenschaft «mehr als wohnen» wurde 2007 von rund 55 Wohnbauträgerinnen als Innovations- und Lernplattform für gemeinnützigen Wohnungsbau gegründet. Das Hunziker Areal in Zürich-Nord ist ihr erstes Bauprojekt. Die 370 Wohnungen decken eine breite Palette von Wohnformen und Wohnungstypen ab mit einem Schwerpunkt bei 3½- bis 5½-Zimmer-Wohnungen. 24 Wohnungen mit mind. 8 Zimmern – darunter 15 Clusterwohnungen – dienen dem Zusammenleben grösserer Wohngemeinschaften. Dort sollen auch Ältere wohnen, wobei die Nachfrage in diesem Alterssegment derzeit noch niedrig ist. Auch für Klientinnen und Klienten sozialer Institutionen wurde Wohnraum geschaffen. Bei der Vermietung ist soziale Durchmischung ein wichtiges Ziel. Der Anteil älterer Menschen ist mit 4 % derzeit niedriger als vorgesehen. Eine umfassende Studie gibt Auskunft über die Entwicklung der innovativen Siedlung und ihrer Wohnangebote.

→ age-stiftung.ch/hunzikerareal

E Mehr-Generationen-Haus Giesserei, Winterthur

Die Giesserei in Winterthur bietet mit 140 Wohnungen (+ 11 Jorkzimmer mit Bad) einen breiten Wohnungsmix mit grosszügigen Wohnungsgrundrissen (48 m² 1.5-Zi.-Wng. bis 374 m² 9-Zi.-Wng.) und einen Schwerpunkt bei Familienwohnungen (mind. 4 Zimmer). Hier wohnen 341 Personen, darunter sind 64 über 65 Jahre alt (Stand 2020). Zwei über 60-Jährige leben zusammen in einer WG. Acht 48- bis 68-Jährige wohnen in einer Gross-WG. Die Studie zum Projekt zeigt, wie sich die Erwartungen der Bewohnerschaft vor und nach dem Einzug verändert haben.

→ age-stiftung.ch/giesserei

D Heizenholz, Zürich

Das Mehrgenerationenhaus der Genossenschaft Kraftwerk1 in Zürich Höngg wurde 2012 bezogen. Die Bewohnerinnen und Bewohner organisieren ihr Zusammenleben selber und pflegen die grosszügig angelegten Gemeinschaftsbereiche durch Betriebsgruppen. Finanziert werden die Gemeinschaftsräume über die Wohnungsmieten. Besonders wichtig für spontane Begegnungen ist die vorgelagerte Gemeinschaftsterrasse. Im Haus leben rund 100 Personen in 26 Wohnungen. Dazu gehören 2 konventionelle WGs und 2 Cluster-Grosswohnungen. Dort sind mit Teeküche und Sanitärzelle ausgestattete Zimmer um grosse Gemeinschaftsflächen mit Küche, Bad und Wohnräumen gruppiert. Im Haus sind alle Altersgruppen vertreten. In die Clusterwohnungen sind zu Beginn nur wenige über 55-Jährige eingezogen, doch tendenziell ist der Altersdurchschnitt in den letzten Jahren gestiegen.

→ age-stiftung.ch/heizenholz

«Generationen», ein mehrdeutiger Begriff

In diesem Heft ist der Begriff «Generation» zentral. Doch was ist damit gemeint? Der Gerontologe François Höpflinger beschreibt vier Generationenbegriffe mit unterschiedlicher Bedeutung.

1

PÄDAGOGISCHER GENERATIONENBEGRIFF

Den Archetyp des Generationenkonzepts beschreibt wohl der pädagogische Generationenbegriff. Er unterscheidet zwischen einer lernenden und einer lehrenden bzw. erziehenden Generation. In Zeiten, in denen sich die Gesellschaft nur langsam weiterentwickelt, ist es die ältere Generation, die der jüngeren Wissen, Werte und Traditionen vermittelt. Wird die Entwicklung dynamischer, steht die jüngere Generation vor anderen Herausforderungen als ihre Vorgänger, wodurch das althergebrachte Konzept der lehrenden alten und der lernenden jungen Generation zu Konflikten führen kann. In modernen Gesellschaften funktioniert die Vermittlung zwischen den Generationen wechselseitig (vgl. Höpflinger 1999).

**Generationensolidarität:
15- bis 80-Jährige, die diesen Aussagen zustimmen**

Aussagen	Ja
Erwachsene Kinder sollen ihre Eltern bei sich aufnehmen, wenn sie im Alter nicht mehr alleine leben können.	27 %
Erwachsene Kinder sollen sich um ihre Eltern kümmern.	68 %
Grosseltern sollen sich um ihre Enkel kümmern.	56 %

Quelle: BFS, Erhebung zu Familien und Generationen 2018

2

HISTORISCH-GESELLSCHAFTLICHER GENERATIONENBEGRIFF

Dieses Generationenkonzept definiert eine Generation als Personengruppe, die in derselben Lebensphase durch bestimmte historische Ereignisse oder soziale Entwicklungen ähnlich geprägt wurde – in ihren Verhaltensmustern und Werten (vgl. Höpflinger 1999). Entsprechend wird bspw. die Kriegsgeneration von den Nachkriegsgenerationen unterschieden. Durch die gesellschaftliche Pluralisierung und Globalisierung dürften solche umfassenden Generationenidentitäten seltener entstehen, da globale Ereignisse selten dieselbe Art der Betroffenheit ganzer Kohorten nach sich ziehen. Als ein aktuelles Beispiel dafür könnte sich die Corona-Pandemie erweisen.

3

WOHLFAHRTSSTAATLICHER GENERATIONENBEGRIFF

Dieser Generationenbegriff wird in der Beschreibung wohlfahrtsstaatlicher bzw. umlagefinanzierter Verteilungsprozesse zwischen Altersgruppen verwendet. Das wohlfahrtsstaatliche Generationenkonzept ist zentral für sozial- und wirtschaftspolitische Fragestellungen, die im Zusammenhang mit dem demografischen Wandel diskutiert werden.

4

FAMILIENBEZOGENER GENERATIONENBEGRIFF

Der geläufigste Generationenbegriff orientiert sich am Familiensystem. Hier ordnet das Generationenkonzept die Nachfolge der Familienangehörigen, also die Ahnenreihe (genealogisch-familienbezogener Generationenbegriff). Grosseltern, Eltern und Kinder bzw. Enkel bilden je eine Generation. In der Familie werden jeder Generation bestimmte Rollen und Aufgaben zugeschrieben. Damit einher geht eine gegenseitige (Selbst-)Verpflichtung, die auf die Solidarität im Familienverbund zurückgeführt wird. Trotz gegenteiliger Prognosen ist die familiäre Solidarität zwischen den Generationen immer noch stark ausgeprägt und als gesellschaftlicher Wert tief verankert. Nicht selten werden die jeweiligen Rollen und Aufgaben der verschiedenen Generationen in der Familie stereotyp auf die unterschiedlichen Altersgruppen in der Bevölkerung übertragen, so dass bspw. auch Personen zur «Grosselterngeneration» gezählt werden, unabhängig davon, ob sie Kinder oder Enkel haben. Begriffe wie Generationenvertrag und Generationensolidarität implizieren eine Ausweitung der familialen Solidarität auf die ganze Gesellschaft (vgl. Höpflinger 1999). Dies obwohl die Generationenordnung in der Familie nicht einfach auf andere soziale Systeme wie die Nachbarschaft übertragen werden kann.

Generationenbeziehungen als Mittel zum Zweck?

Bei der Förderung von Generationenbeziehungen wird die gegenseitige Hilfe im Alltag oft prominent hervorgehoben. Entsprechend hoch sind die Erwartungen, welche Politik und Gesellschaft gegenüber der Unterstützungsfunktion von Generationenbeziehungen hegen – speziell mit Blick auf ältere Menschen.

Mit generationengemischtem Wohnen werden viele Hoffnungen verknüpft. So gar Heimeintritte sollen verhindert und Betreuungskosten gesenkt werden. Entsprechend dominiert das Bild der generationengemischten Nachbarschaft als Zweck- und Tauschgemeinschaft. Dabei sind es gerade die altersgemischten Nachbarschaften, die sich solch ökonomischen Funktionsweisen entziehen.

Generationenbeziehungen als Mittel zum Zweck

In Wohnkonzepten, in denen nachbarschaftliche Generationenbeziehungen eine Zielvorgabe sind, wird nicht selten die informelle Nachbarschaftshilfe als deren Sinn und Zweck in den Vordergrund gerückt. Das klassische Beispiel ist die alte Frau, die auf die Nachbarskinder aufpasst, während die junge Familie für sie einkauft. Diese einleuchtende Win-Win-Situation ist in der Realität jedoch selten zu finden. Darüber nachzudenken, warum das so ist, verrät viel darüber, worum es bei der Förderung von Generationenbeziehungen im Wohnumfeld im Wesentlichen geht bzw. gehen sollte.

Unterschiedliche Ressourcen

Das genannte Beispiel illustriert die Grundannahmen, aus denen die zweckorientierte Bedeutung von Generationenbeziehungen im Wohnumfeld abgeleitet wird: Bei Menschen in unterschiedlichen Lebensphasen sind die verschiedenen Ressourcen anders verteilt. Die alten Men-

schen haben meist mehr Zeit und weniger Kraft. Die Jungen haben mehr Kraft und weniger Zeit. Wohnen die Alten und die Jungen zusammen bzw. nebeneinander, können sie ihre Ressourcen untereinander tauschen.

Generationenbeziehungen als Tauschbeziehung?

Diese Prämisse stimmt insofern, dass je nach Lebensphase gewisse Ressourcen knapp sind und diese Defizite durch die Hilfe von Nachbarn ausgeglichen werden können. Schwierig wird es, wenn deshalb die nachbarschaftliche Hilfe zwischen verschiedenen Generationen als eine Art ökonomischer Tauschbeziehung verstanden wird.

Betrachtet man unser Beispiel durch die ökonomische Brille, dann muss die Unterstützung gegenseitig, gleichzeitig und gleichwertig erfolgen. Jetzt zeigt sich, dass die Voraussetzungen dafür wenig realistisch sind. Eine Person, die wegen körperlicher Einschränkungen Probleme mit dem Einkauf hat, wird selten über die physischen Voraussetzungen verfügen, um auf die Nachbarskinder aufzupassen. Wer jedoch die Fähigkeit hat, Kinder zu beaufsichtigen, wird seinen Einkauf in der Regel gerne selbst erledigen. Der Tauschhandel erfolgt also vorerst einseitig. Die Möglichkeit der zukünftigen «Rückzahlung» in einer späteren Lebensphase ist dabei nicht garantiert. Kommt trotzdem ein gegenseitiger und unmittelbarer Tausch

von Unterstützung zustande, stellt sich die Frage nach der Gleichwertigkeit im Tausch. Ist das zweistündige Beaufsichtigen von Kindern gleich viel wert wie das Mitbringen von Milch und Sellerie aus dem Quartierladen?

Behalten wir die ökonomische Brille auf der Nase, dann sind es diese Merkmale – Gegenseitigkeit, Gleichzeitigkeit und Gleichwertigkeit – die dafür sorgen, dass Alltagsunterstützung als Tauschhandel unter Nachbarinnen und Nachbarn einfacher funktioniert, wenn sie sich in derselben Lebensphase befinden. Sie sind zur selben Zeit in derselben Bedarfslage und können sich gegenseitig in ähnlicher Weise aushelfen. Dies kann auf sehr pragmatische Art und Weise organisiert werden und die persönliche Beziehung spielt dabei nur bedingt eine Rolle. Arrangements zwischen Personen in unterschiedlichen Lebensphasen und Lebenssituationen zu gestalten, ist dagegen anspruchsvoller.

Die richtigen Bedingungen schaffen

Definieren Generationenwohnprojekte ihren Mehrwert in erster Linie darüber, dass sich Nachbarn aus unterschiedlichen Lebensphasen gegenseitig im Alltag unterstützen können, dann müssen dafür möglichst gute Bedingungen geschaffen werden. Die Forschung zeigt: Die Bedingungen des ökonomischen Tauschs bilden dazu weder die einzige noch die wichtigste Grundlage. Mehr dazu lesen Sie im folgenden Kapitel.

Unterstützung im Alltag und die Rolle der Nachbarn

Wie helfen sich Nachbarn in unterschiedlichen Lebensphasen gegenseitig? Welchen Stellenwert hat die nachbarschaftliche Alltagsunterstützung und unter welchen Bedingungen findet sie statt? Erkenntnisse aus der Sozialforschung sind für Wohnkonzepte mit Generationenfokus eine wichtige Grundlage.

Aktuelle Zahlen zur informellen (also nicht organisierten) Nachbarschaftshilfe liefert die Befragung von 2128 Einwohnern der Stadt Nürnberg (Fromm & Rosenkranz 2019). Die Umfragedaten zeigen, dass die meisten Befragten entweder keine Unterstützung benötigen (55 %) oder genug Unterstützung erhalten (31 %). 15 % könnten mehr Unterstützung im Alltag gebrauchen. Mit rund einem Drittel ist dieser Anteil unter Personen im späten Lebensalter (80+) mehr als doppelt so hoch. Allgemein befinden sich unter den hochaltrigen Befragten mehr Leute, die auf Unterstützung angewiesen sind (71 %) (→ Abb. 1).

Stellenwert der informellen Nachbarschaftshilfe

Doch welche Rolle spielt die informelle Nachbarschaftshilfe mit Blick auf die vorhandene Hilfe, aber auch hinsichtlich der fehlenden Unterstützung? In der Nürnberger Studie gaben 84% der Befragten an, sie würden keine Hilfe von Nachbarn annehmen, wenn auch die Familie oder Freunde helfen könnten (→ Abb. 3c). Trotz Individualisierung und Globalisierung und damit zusammenhängenden Befürchtungen bezüglich der Generationensolidarität innerhalb der Familie, hat sich an dieser Haltung in den letzten Jahrzehnten nichts verändert. 70 % der Befragten können auf ein familiäres Netzwerk zurückgreifen, wenn sie Hilfe benötigen, unter den Hochaltrigen sogar 80 %. Fast ebenso viele erhalten bei Bedarf Unterstützung von Freunden. Hilfe unter Nachbarn ist zwar weit verbreitet. Dennoch ist sie für die meisten Menschen von nachrangiger Bedeutung, wenn sie andere Personen haben, die sie unterstützen.

Doch was, wenn solche Personen fehlen? Tritt dann die nachbarschaftliche Hilfe in den Vordergrund? Die Zahlen aus Nürn-

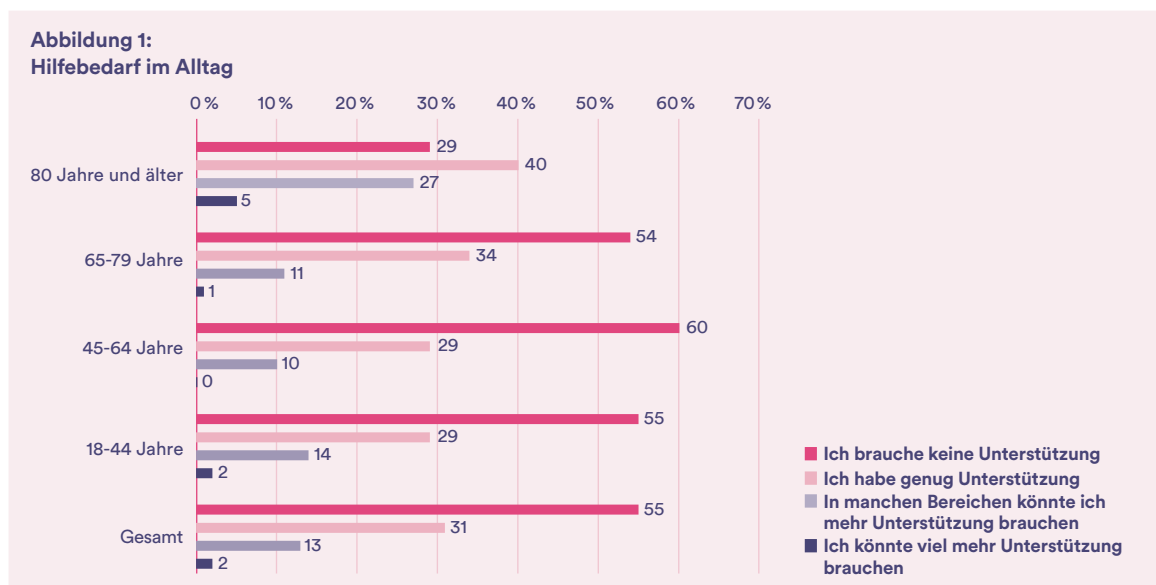
berg bestätigen frühere Forschungsergebnisse: Wer gute Kontakte zu Familie und Freunden hat, geniesst häufiger Unterstützung durch Nachbarn. Personen, die keine Hilfe durch Freunde oder Familie erhalten, werden auch seltener durch Nachbarn unterstützt. Dass Kontakte zu Nachbarn fehlende Familienbeziehungen ersetzen, ist also die Ausnahme.

Welcher Art ist informelle Nachbarschaftshilfe?

Obwohl informelle Nachbarschaftshilfe damit eher eine ergänzende als eine kompensatorische Funktion im individuellen Unterstützungsnetzwerk hat, ist sie im Wohnalltag trotzdem relevant. Am häufigsten leiht man sich gegenseitig Kleinigkeiten. Aber auch für einfache Reparaturen sucht man gerne im nahen Wohnumfeld nach Unterstützung. Hier werden Nachbarn und Freunde gleichermaßen in Anspruch genommen. Kinderbetreuung ist gemäss Umfragedaten eher selten Teil der informellen Nachbarschaftshilfe. Im Vergleich werden dafür jedoch häufiger Nachbarn beansprucht als Freunde.

Eine weitere häufige Form nachbarschaftlicher Unterstützung ist die Aufmerksamkeit gegenüber alten, gebrechlichen oder kranken Nachbarn: Mehr als jede fünfte befragte Person gibt an, mindestens einmal im Monat hierauf zu achten. Fast 10 % geben an, mehrmals in der Woche oder sogar täglich abzuklären, ob bei solchen Nachbarn alles in Ordnung ist (→ Abb. 2; vgl. Seifert 2018: 21).

Die Ergebnisse aus Nürnberg machen klar, wo die grosse Stärke hilfsbereiter Nachbarn liegt: Nachbarn sind in der Nähe und in kürzester Zeit verfügbar. Flexibilität und Spontanität sind Vor-



teile, die der Hilfe durch Familienmitglieder und Freunde oft fehlen. Die informelle Nachbarschaftshilfe bietet also Sicherheit für Notsituationen, die zwar meist nicht schwerwiegend sind, aber eine gewisse Dringlichkeit haben und nicht alleine bewältigt werden können (Günther 2015: 192).

Hilfe anbieten und Hilfe annehmen

Die Nachbarn werden einerseits um Hilfe gebeten in Situationen, die sich zwar ab und zu ergeben, jedoch wenig Aufwand bedeuten und nicht unbedingt einen engeren persönlichen Kontakt erfordern. Deutlich wird auch, dass zu umfassende oder grosse Nähe voraussetzende Hilfen von Nachbarn wie bspw. pflegerische Unterstützung unerwünscht sind (Brendebach & Reimann 2016: 6). Das bedeutet aber nicht, dass man Nachbarn nicht vertrauen würde. Einige typische Formen der nachbarschaftlichen Unterstützung setzen sogar hohes Vertrauen voraus, beispielsweise, wenn die Nachbarn Zugang zur Wohnung erhalten, um während des Urlaubs die Pflanzen zu giessen (vgl. Seifert 2014: 8). Oft wird ein Reserveschlüssel sogar langfristig bei einem Nachbarn deponiert, was jederzeit den Zugang zu Wohnung ermöglicht. Dass es den Leuten erwiesenermassen schwerer fällt, Nachbarn um Hilfe zu bitten, als selbst Unterstützung zu leisten, scheint also nicht zwingend eine Frage des Vertrauens zu sein. Wiederum lassen Befragungsdaten Schlüsse zu, zu welchen Bedingungen informelle Nachbarschaftshilfe erbracht bzw. angenommen wird: Für die meisten Befragten ist die Art der Unterstützungsleistung massgeblich. Dabei sieht die Nachbarschaftshilfe beim Leisten wie auch beim Annehmen ähnlich aus: Sie soll den helfenden Nachbarn keine grossen Umstände bereiten bzw. soll sie für die

**Abbildung 2:
Hilfeformen nach Häufigkeit (Rangfolge absteigend)**

Geleistete nachbarschaftliche Hilfe

1. Pakete annehmen *
2. Bei Abwesenheit Blumen giessen/ Briefkasten leeren **
3. Mit Kleinigkeit aushelfen (Zucker, Ei etc.) **
4. Auf alte, gebrechliche oder kranke Nachbarn achten *

Angenommene nachbarschaftliche Hilfe

1. Pakete wurden angenommen *
2. Bei Abwesenheit Blumen giessen/ Briefkasten leeren **
3. Informationen oder Ratschläge erhalten *
4. Hilfe bei Gartenarbeit, Schneeschippen etc. erhalten **

* mindestens einmal im Monat ** mindestens einmal im Jahr

Quelle: Fromm & Rosenkranz 2019

Abbildung 3:
Nachbarschaftliche Hilfe leisten und annehmen

a) Bedingungen: Nachbarschaftliche Hilfe leisten	
Zeitlicher Aufwand überschaubar	64%
Nachbarn, mit denen ich mich verstehe	53%
Keine dauerhaften Verpflichtungen	42%
Für Schäden nicht aufkommen müssen	26%
Ansprechpartner bei Fragen vorhanden	16%
Sichersein über Gegenleistung von Nachbarn	12%
Sonstiges	6%
Nichts davon	2%

n=1886; Quelle: Fromm & Rosenkranz 2019

b) Bedingungen: Nachbarschaftliche Hilfe annehmen	
Wenn es den Nachbarn keine grossen Umstände macht	67%
Wenn eigene Hilfe im Gegenzug möglich ist	48%
Nur im Notfall	40%
Wenn man schon etwas für die Nachbarn getan hat	33%
Wenn man sich mit einem kleinen Geschenk bedanken kann	26%
Wenn man keine Angst haben muss, sich in Abhängigkeit zu begeben	26%

n=2101; Quelle: Fromm & Rosenkranz 2019

c) Wann möchte man keine Nachbarschaftshilfe annehmen?	
Wenn Familie und Freunde helfen können	84%
Wenn sonst wenig / kein Kontakt zu Nachbarn besteht	48%
Wenn es peinlich wäre, Hilfe anzunehmen	31%
Wenn eine bezahlte Dienstleistung zur Verfügung steht	25%
Wenn Nachbarn dadurch zu viel Einblick bekommen	23%
Sonstige Gründe	3%

n=2070; Quelle: Fromm & Rosenkranz 2019

Unterstützer zeitlich überschaubar bleiben und keine dauerhafte Verpflichtung nach sich ziehen (→ Abb. 3).

Stark unterscheiden sich dagegen die Bedingungen beim Leisten und Annehmen von Hilfe bezüglich der Gegenseitigkeit. Dass man etwas zurückgeben kann oder dem Helfenden gegenüber bereits in der Vorleistung ist, ist für viele der Befragten wichtig (vgl. Brendebach & Reimann 2016, Lang 1994). Dagegen spielt diese Gegenseitigkeit beim Leisten von informeller Nachbarschaftshilfe kaum eine Rolle. Die Autorinnen der Nürnberger Studie stellen fest, dass «das Annehmen von Hilfen bei den jüngeren Befragten stärker an Bedingungen geknüpft wird». Dennoch tritt die nachgelagerte Bedeutung der Nachbarschaftshilfe gerade bei den Hochaltrigen zutage: Für sie ist «das Eintreten eines Notfalls sehr viel häufiger Bedingung als bei den anderen Altersgruppen» (Fromm & Rosenkranz 2019).

Für das Leisten von informeller Nachbarschaftshilfe wird in der Nürnberger Befragung die Qualität der Beziehung zu den Nachbarn als zweithäufigste Bedingung genannt. Für rund die Hälfte der Befragten gilt: Man unterstützt Nachbarn, mit denen man sich versteht. Und von Nachbarn, zu denen nur wenig oder kein Kontakt besteht, möchte man auch keine Unterstützung annehmen. Alltäglicher nachbarschaftlicher Kontakt gehört also zu den Schlüsselfaktoren einer tragfähigen und niederschweligen Nachbarschaftshilfe.

Wenig belastend, zeitlich beschränkt, nicht verpflichtend
Wohnprojekten, die konzeptionell eine starke Nachbarschaftshilfe anstreben, bietet sich also folgende Ausgangslage: Informelle Nachbarschaftshilfe ist wichtig und verbreitet. Sie hat den Vorteil, dass Unterstützung räumlich nahe und deshalb relativ spontan angefordert werden kann. Diese Vorteile machen sie gerade im Alter für den Wohnalltag hoch relevant. Sie vermittelt insbesondere alleinstehenden Menschen Sicherheit. Dennoch sind Nachbarn als Unterstützungsressource klar jenen der Familie und der Freunde nachgelagert. Familiäre Hilfe kann sie selten kompensieren, jedoch gut ergänzen. Grosse Einigkeit herrscht darüber, was informelle Nachbarschaftshilfe leisten soll und kann: Sie soll wenig belastend, zeitlich beschränkt und nicht dauerhaft verpflichtend sein.

Abbildung 4:
Einschätzung nachbarschaftlicher Unterstützung auf einer Skala von 0 bis 10 (2016)

	Total	Frauen	Männer
Praktische Unterstützung (Mittelwerte Personen 65+)	6.2	6.5	5.8
Emotionale Unterstützung (Mittelwerte Personen 65+)	6.8	7.0	6.5

Einschätzung praktischer und emotionaler nachbarschaftlicher Unterstützung im Alter 65+ auf einer Skala 0 (keine Unterstützung) bis 10 (viel Unterstützung). Mittelwerte der Angaben von Personen im Alter 65+, welche über Nachbarschaftskontakte verfügen. Quelle: Schweizer Haushaltspanel / Age Report IV

Sich nichts schuldig bleiben dank Beziehung

Will man die informelle Nachbarschaftshilfe fördern, muss die Herstellung und die Stärkung von positiven Kontakten unter den Nachbarn im Zentrum stehen. Dies nicht nur deshalb, weil ein guter Kontakt für das Leisten von Unterstützung oft vorausgesetzt wird. Es gilt auch, ein wichtiges Hemmnis abzubauen, welches das Annehmen von Unterstützung im Wohnalltag erschwert: ältere Menschen in fragilem Zustand sind häufiger in der Situation, dass ihre Ressourcen eine gleichwertige Abgeltung erhaltener Unterstützung nicht zulassen. Auch wenn sich die Erwartung an die Gegenseitigkeit von Hilfeleistungen im Alter abschwächt, kann das Gefühl, in der Schuld eines anderen zu stehen, verhindern, dass eine Person die Hilfe ihrer Nachbarn in Anspruch nimmt (vgl. Lang 1994).

Wertschätzung statt Tauschbeziehung

Das ändert sich dann, wenn aus der «Austauschbeziehung» zwischen zwei Nachbarn eine «Gemeinschaftsbeziehung» wird, also eine Beziehung, die auf Gefühlen der Zusammengehörigkeit und Zugewandtheit beruht. In einer solchen Beziehung bekommt Unterstützung eine grundlegend andere Bedeutung: Sie ist nicht mehr ein Tauschgut in einer Zweckgemeinschaft. Die Unterstützung wird zum Ausdruck für eine Beziehung, in der man sich umeinander kümmert, weil man das Gegenüber um seiner selbst willen wertschätzt.

Dieses Zeichen kann auch von Personen mit geringen Ressourcen erwidert werden und sei es durch eine symbolische Geste. Es ist kein Zufall, dass sich funktionierende nachbarschaftliche Beziehungen ebenso sehr durch emotionale wie durch sachorientierte Unterstützung auszeichnen (→ Abb. 4). So gehört das (aktive) Nachfragen nach dem Befinden zu den häufigsten Formen der informellen Nachbarschaftshilfe (vgl. Lang 1994).

Nachbarschaft als tragfähiges Netzwerk

Soll Nachbarschaft zu einem tragfähigen sozialen Netzwerk werden, dann ist die Entwicklung von guten Beziehungen innerhalb der Bewohnerschaft das zentrale Ziel. Gegenseitige Unterstützung kann die Folge davon sein, muss aber nicht.

G Christina Stampfli, Eigentümervertreterin Gewo Burgdorf
Die Siedlung ist nicht auf Nachbarschaftshilfe und Leistung ausgerichtet, sondern auf das Zusammenleben der Generationen, um das Leben vielfältig und interessant zu gestalten.

Auch wenn für ältere Menschen die Nachbarschaft als soziale Ressource an Bedeutung gewinnt, ist auch in dieser Altersgruppe der Bedarf an bzw. das Bedürfnis nach sozialen Kontakten verschieden ausgeprägt. Auch das muss bei der Förderung nachbarschaftlicher Netzwerke berücksichtigt werden. Die Entwicklung nachbarschaftlicher Beziehungen zwischen verschiedenen Generationen setzt zudem zusätzliche Anforderungen. Welche Möglichkeiten sich dafür bei der Planung (→ S. 27 ff.) und im Betrieb (→ S. 53 ff.) von Wohnprojekten anbieten, wird in den nachfolgenden Kapiteln aufgezeigt.

A Anna Haller, Partizipationsverantwortliche
Nachbarschaftsbeziehungen sind für die ältere Generation wichtig. Die ist aber eine heterogene Gruppe. «Das Bedürfnis» von älteren Menschen gibt es ebenso wenig wie «das Bedürfnis» von jungen Menschen.

Nachbarschaftshilfe in Nürnberg: Struktur und Potenziale

Die TU Nürnberg führte im Auftrag der Stadt Nürnberg von 2016 bis 2018 die erste Studie zu Struktur und Potenzial informeller nachbarschaftlicher Hilfen durch. Sie umfasste eine standardisierte bevölkerungsrepräsentative schriftliche Befragung im April und Mai 2017 mit einer Zufallsstichprobe von 10'000 Haushalten.

S. Fromm & D. Rosenkranz (2019): Unterstützung in der Nachbarschaft. Struktur und Potenzial für gesellschaftliche Kohäsion. Wiesbaden, Springer.

«Generationenwohnen soll die Beziehung und nicht den Nutzen in den Vordergrund stellen»

Nachbarschaftskontakte sind oft spontan und manchmal flüchtig. Sie wissenschaftlich zu erfassen, ist schwierig. Der Gerontologe Alexander Seifert hat deshalb in seiner Dissertation auf neue Methoden gesetzt und konnte so die Form und Bedeutung von Nachbarschaftlichkeit im Alter erforschen.

Das Interview führte Andreas Sidler



Dr. Alexander Seifert, Zentrum für Gerontologie, UZH.

Dr. Alexander Seifert ist Soziologe und arbeitet als Bereichsleiter «Forschung» am Zentrum für Gerontologie der Universität Zürich. Am Institut Integration und Partizipation der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW) ist er für den Swiss Survey 65+ zuständig.

Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören u. a. die Themen «Nachbarschaft und Wohnen im Alter», «Digitale Transformation» und «Sinnesbeeinträchtigungen im Alter». In seinem Dissertationsprojekt hatte er sich mit dem Thema der nachbarschaftlichen Kontakte und Unterstützungen beschäftigt:

→ zfg.uzh.ch/de/projekt/nachbarschaftlichkeit.html

Wie wichtig sind Nachbarschaftskontakte im Alltag älterer Menschen?

Nachbarschaftskontakte vermindern das Gefühl der Einsamkeit. Das ist ein Zusammenhang, der in der Studie deutlich nachgewiesen werden konnte. Wer mit seinen Nachbarschaftskontakten zufrieden ist, der fühlt sich auch mit seinem Wohnort eng verbunden. Wenn sich die Begegnung mit einem Nachbarn als bedeutsam und angenehm erweist, dann wirkt sich das zudem positiv auf das eigene Wohlbefinden aus. Dass sich eine Person in ihrem Zuhause wohl, aufgehoben und sicher fühlt, das hat also viel mit Nachbarschaft zu tun.

Dank Smartphone-App konnten Sie die Leute, alles Personen im Alter 60+, zu ihren Kontakten mit Nachbarn befragen werden. Welchen Vorteil brachte das?

In einem ersten Schritt wurden die 77 Personen, die an der Studie mitgemacht haben, mit einem Fragebogen über ihre Nachbarschaftsbeziehungen befragt. In einem zweiten Schritt folgte dann die Befragung übers Smartphone, wo ich mehrmals täglich Angaben über Nachbarschaftskontakte erhielt. Dadurch konnte ich vergleichen, wie viele Nachbarschaftskontakte stattgefunden haben und wie diese bewertet werden.

Wo gab es Unterschiede?

Augenfällig ist unter anderem, dass ein Drittel der Befragten die Häufigkeit ihrer Kontakte zu Nachbarn im Fragebogen

überschätzte, während ein weiteres Drittel die Kontakthäufigkeit unterschätzte. Das sagt schon viel darüber aus, wie die Menschen die Beziehung wahrnehmen, die sie zu ihren Nachbarn haben.

Sie ist so alltäglich, dass man sie oft nicht richtig registriert?

Ja und nein. Tatsächlich finden Nachbarschaftskontakte meist zufällig statt, deshalb ist es für die Forscher so schwierig, sie zu messen. Nachbarn sind die Leute, die zu meinem nahen räumlichen Umfeld gehören, und wenn sie sich darin bewegen, muss es nicht zwangsläufig zu einem direkten Kontakt kommen. Aber im Alltag registriert man sie dennoch. Weil ich die Nachbarn kenne und ich weiss, dass sie in der Nähe sind und mir im Fall der Fälle helfen könnten, vermitteln sie mir Sicherheit. Dazu muss das Verhältnis zwar gut, aber nicht unbedingt eng sein.

Das Ergebnis zeigt aber noch etwas anderes: Wie die Beziehung zu den Nachbarn wahrgenommen wird, hängt stark von der einzelnen Person ab.

«Sie vermitteln Sicherheit. Dafür muss das Verhältnis gut, aber nicht unbedingt eng sein.»

Aber Nachbarschaft hat doch auch immer etwas Schicksalhaftes. Wie bei der Familie, kann man sich seine Nachbarn meist nicht aussuchen.

So wurde Nachbarschaft bisher definiert, nämlich als soziale Gruppe, die primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes interagiert.

Und heute gilt das nicht mehr?

Heute muss man stärker differenzieren.

In meiner Arbeit unterscheide ich drei Ebenen. Die erste ist «der Nachbar» als Person. Dann gibt es «die Nachbarschaft» als Raum, in dem sich diese Personen bewegen. Die dritte Ebene ist die der Beziehungen zwischen den Personen in diesem Raum – «die Nachbarschaftlichkeit». Die Nachbarschaft als Raum und die Nachbarn, die ihn ausfüllen, stellen immer auch Angebote zur sozialen Interaktion dar. Welche ich davon annehme, ist ein persönlicher Entscheid.

Im Swiss Household Panel gab rund ein Drittel der Befragten über 65 an, sie hätten keine gute Nachbarschaftsbeziehung. Wollen die alle nicht?

Auch meine Studie hat gezeigt, dass es Leute gibt, die wenig Nachbarschaftskontakte haben und auch nicht mehr wollen. Unter den Studienteilnehmern gab es aber auch rund ein Drittel, die gerne mehr Kontakt zu ihren Nachbarn hätten. Dabei handelt es sich oft um Leute, die dieses Bedürfnis wenig nach aussen signalisieren. Ich denke, diese Leute können von Nachbarschaftsprojekten und -konzepten profitieren.

Wie kann das gelingen?

Nachbarschaftskontakte kann man schlecht erzwingen. Aber man kann für Gelegenheiten dazu sorgen und zum Beispiel baulich Orte für spontane Begegnungen schaffen. Das müssen nicht unbedingt Gemeinschaftsräume sein. Studien zeigen, dass Läden, Restaurants und andere Infrastruktur in Gegendistanz

dafür sorgen, dass insbesondere ältere Leute oft zu Fuss in der Nachbarschaft unterwegs sind. Dabei werden Nachbarschaftskontakte gepflegt – spontan und ungeplant. Hilfreich ist auch eine Person im Quartier, welche Kontakte moderiert, motiviert und fördert.

Genau das wird in einigen generationengemischten Siedlungen versucht, indem Netzwerke der Nachbarschaftshilfe aufgebaut werden – mit unterschiedlichem Erfolg. Oft treffen Unterstützungsangebote auf keine Nachfrage oder die Kontaktangebote werden nicht von allen Altersgruppen genutzt.

Zuerst sollte man davon wegkommen, Nachbarschaftlichkeit auf Unterstützungsbeziehungen zu reduzieren. Bei meinen Studienteilnehmern zeigte sich, dass gegenseitige Hilfe zwar durchaus häufig vorkommt. Aber ebenso wichtig ist der Austausch

«Ebenso wichtig ist, dass man fragt, wie es dem anderen geht.»

von Informationen und die Begegnung auf der emotionalen Ebene, wo man fragt, wie es dem anderen geht. Solche Kontakte wurden als persönlich bedeutsam eingestuft. Nachbarschaftsbeziehungen entstehen auf Basis von gegenseitiger Sympathie. Gegenseitige Unterstützung ergibt sich daraus automatisch. Es braucht also vielleicht weniger einen Siedlungsverein für Nachbarschaftshilfe, sondern einen Siedlungsverein für Nachbarschaftspflege. Beziehungspflege sollte dabei nicht verordnet werden wie der Winterdienst

in der Genossenschaft. Stattdessen kann man auf gemeinsamen Interessen aufbauen und so unterschiedliche Kontaktgelegenheiten anbieten.

Das ist bei Personen in unterschiedlichen Altersgruppen ev. schwieriger.

Trotzdem ist beispielsweise das gemeinsame Gestalten eines Gemeinschaftsgartens, bei dem jeder seine Ressourcen einbringen kann, geeigneter als ein Nachbarschaftsprojekt, das die Leute in Alt und Jung, in Unterstützter und zu Unterstützende einteilt.

Aber sind die unterschiedlichen Interessen in generationengemischten Siedlungen nicht eher ein Hindernis für Nachbarschaftskontakte?

Es stimmt, dass die individuelle Bedeutung von Nachbarschaftsbeziehungen je nach Lebensphase höher oder tiefer ist. In der Familienphase kommt es zu vielen Nachbarschaftskontakten. Kinder sind ein starker Integrationsfaktor. Daraus entstehen dann gemeinsame Erlebnisse, welche die Basis für langjährige Nachbarschaftsbeziehungen bilden können. Wenn die Kinder grösser werden, sinkt die Bedeutung von Nachbarschaftskontakten wieder. Im Alter gewinnen sie wieder an Bedeutung.

Weil man mehr Hilfe braucht?

Das ist nicht der Hauptgrund. Man ist einfach mehr zu Hause, weil man nicht mehr zur Arbeit fährt und später zudem weniger mobil ist. Arbeitsbeziehungen fallen weg. Freunde und Familienmitglieder sterben. Das Netz der Beziehungen wird also kleiner. Die Nachbarn bleiben,

auch wenn es nicht immer die gleichen Personen sind. Zudem werden im Alter Beziehungen allgemein selektiver und gleichzeitig intensiver gepflegt.

Wenn für Familien und ältere Menschen die Nachbarschaft eine hohe Bedeutung hat, könnte man diese Gruppen doch gut miteinander vernetzen?

Nicht unbedingt, weil die Bedeutung auf unterschiedlichen Bedürfnissen beruht. Bei den Familien sind es die Bedürfnisse der Kinder, mit Gleichaltrigen herumzutoben. Bei den Senioren ist es das Bedürfnis, sich auszutauschen. Die bekannte Idee, dass die Alten die Kinder hüten, entspricht keinem dieser Bedürfnisse.

«Hat man keinen Kontakt, fühlt man sich ausgeliefert und Reibungen werden zur Belastung.»

Sie trennen also eher, als dass sie die Leute zusammenbringen?

Nicht, wenn sich die Leute sympathisch sind. Deshalb muss es darum gehen, vertraute und nicht zwingend nützliche Beziehungen aufzubauen. Soziale Durchmischung ist immer anspruchsvoll und erzeugt Reibung, besonders in der Nachbarschaft. Und ältere Menschen, die viel zu Hause sind, sind dem besonders ausgesetzt. Aber das muss nicht immer schlecht sein. Wenn die Nachbarn mit einander in Kontakt und sich grundsätzlich wohlwollend gesinnt sind, lassen sich Probleme gemeinsam lösen und die Beziehung wird gestärkt. Hat man keinen Kontakt, dann fühlt man sich ausgeliefert und Reibungen werden zur Belastung.

Ist es überhaupt sinnvoll, Wohnprojekte als Generationenwohnen zu definieren?

Es ist sinnvoll, wenn das Projekt signalisiert: Hier wohnen Personen, die bereit sind, lebendige und tolerante Nachbarschaftsbeziehungen mit Bewohnerinnen und Bewohnern in anderen Lebensphasen zu pflegen. Teilen die Nachbarn eine solche Haltung, fällt es leichter, Kontaktangebote anzunehmen. Trotzdem bleiben Nachbarschaftskontakte dynamisch. Nachbarschaftlichkeit lässt sich nur begrenzt steuern und ist zu einem grossen

Teil von den einzelnen und wechselnden Persönlichkeiten im Wohnumfeld abhängig. Die Erwartungen sollten deshalb auch nicht zu hoch geschraubt

werden. Gerade bezüglich Nachbarschaftshilfe und insbesondere hinsichtlich der Betreuung von Kindern oder der Pflege von Betagten kann das zu Anspannungen führen. Beim Generationenwohnen sollte die Beziehung zwischen den Nachbarn und nicht der Nutzen in den Vordergrund gestellt werden.

Müssen Nachbarn Freunde sein?

Sie können es werden. Die Rolle als Nachbar ist in der Regel nicht selbst gewählt, die des Freundes schon. Das heisst, aus physischer Nähe kann emotionale Nähe werden, aber nicht zwingend. Interessanterweise ist die Rolle als Nachbar stark verankert. So halten viele nach einem Umzug den Kontakt zu ehemaligen Nachbarn. Da man nicht mehr nebeneinander wohnt, entspricht diese Beziehung eher

einer Freundschaft. Aber da sie auf den gemeinsam erlebten Jahren am selben Wohnort gründet, bleibt man als «Nachbarn» verbunden. Die über Jahre gepflegten Nachbarschaftsbeziehungen sind ein wichtiger Grund dafür, dass bspw. in Zürich 70 % der über 65-Jährigen bei einem Umzug im gleichen Quartier wohnen möchten. Gleichzeitig haben viele Mühe, nach einem Umzug zu ihren neuen Nachbarn dieselbe Vertrautheit aufzubauen. Es fehlen die gemeinsamen Erlebnisse vergangener Jahre. Vielleicht haben die gemeinsamen Erfahrungen in der Zeit der Pandemie dies nun vielerorts wettgemacht und die gegenseitigen Beziehungen zwischen Nachbarn sind enger geworden.

–

Repräsentative Umfrage: Die engsten Nachbarn sind oft im selben Alter

Wie verbreitet sind Nachbarschaftskontakte zwischen Alt und Jung? Und wie beeinflussen sie die Zufriedenheit mit der Nachbarschaft? Eine Umfrage unter der 50-jährigen und älteren Bevölkerung gibt Aufschluss.

Um in Erfahrung zu bringen, wie Personen ab 50 Jahren ihren Kontakt zu jüngeren und älteren Nachbarn einschätzen, befragte das Forschungsinstitut GfS im Mai und Juni 2020 insgesamt 1011 Personen ab 50 Jahren aus der deutsch- und französischsprachigen Schweiz. Dies im Rahmen einer repräsentativen telefonischen Omnibusbefragung. Die Auswertung erfolgte durch Dr. Alexander Seifert (Universität Zürich). Die Befragung fand während der Corona-Pandemie statt. Die Befragten wurden deshalb gebeten, ihre Einschätzungen auf die Situation vor der Pandemie zu beziehen. Die Stichprobe enthielt 52.6 % Frauen und 47.4 % Männer; der Altersdurchschnitt lag bei einer Altersspanne von 50 bis 95 Jahren bei 65 Jahren. Im Durchschnitt leben die befragten Personen seit 14 Jahren in ihrer jetzigen Wohnsituation, wobei die meisten eine Wohnung in einem Wohnkomplex bewohnen (Mietwohnung: 34.9 %; Eigentumswohnung: 20.6 %). Der restliche Teil besitzt ein eigenes Haus.

Viel Kontakt zur Nachbarschaft

Die meisten Befragten haben mehrmals pro Woche oder sogar täglich Kontakt mit ihren Nachbarn. In Abbildung 1 ist auch erkennbar, dass die befragten Personen häufiger Kontakt zu gleichaltrigen Nachbarn haben als zu deutlich älteren Personen.

Enger Kontakt mit Gleichaltrigen

Wenn die befragten über 50-Jährigen an

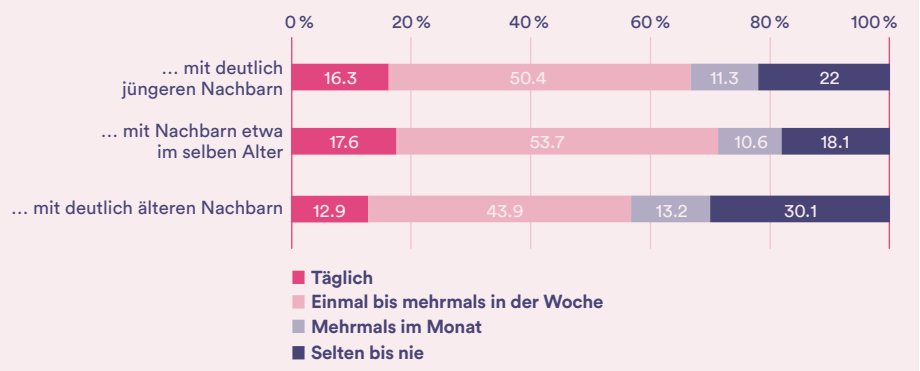
diejenigen Nachbarn denken, zu denen sie ein gutes und enges Verhältnis haben, dann sind das bei den meisten Interviewten (64 %) Nachbarn aus der gleichen Altersgruppe. Nicht ganz die Hälfte (48%) pflegt eine enge Nachbarschaft mit deutlich jüngeren Personen (mind. 10 Jahre Altersunterschied). Nur jede dritte befragte Person zählt deutlich ältere Personen (mind. 10 Jahre Altersunterschied) zu ihren engsten Nachbarn. Dieser Befund hat logischerweise auch demografische Ursachen: Die Zahl älterer und gleich alter Personen im Wohnumfeld nimmt ab, während die der jüngeren Personen zunimmt, je älter die befragte Person selbst ist (solange sie im Privathaushalt wohnt). Dieser Effekt wird in Abbildung 3 sichtbar: Die Personen im Alter 70+ haben deutlich mehr engere Kontakte zu jüngeren Nachbarn als die Befragten im Alter

zwischen 50 und 69 Jahren. Das Umgekehrte gilt für den Kontakt mit älteren Nachbarn. Was sich aber nicht ändert: Engere Kontakte zu Nachbarn im selben Alter bleiben die meistgenannten, und zwar in beiden Gruppen.

Bewertung der Nachbarschaft

Die meisten Befragten sind eher bis sehr zufrieden mit den Kontakten zu den Nachbarn (86% → Abb. 2) und der Aussage, dass die Nachbarn ein gutes Verhältnis untereinander haben wird eher bis voll zugestimmt (85% → Abb. 2). Das nachbarschaftliche Zusammenleben der meisten 50-jährigen und älteren Einwohnerinnen und Einwohner der Schweiz gestaltet sich also angenehm. Jedoch würden 15% (→ Abb. 2) gerne mehr Kontakt zu ihren Nachbarn pflegen.

Abbildung 1:
Häufigkeit von Nachbarschaftskontakten bei Personen im Alter 50+ ...



Quelle: Age-Dossier-Befragung Mai 2020

Abbildung 2:
Bewertung der Nachbarschaftskontakte durch 50-jährige und ältere Personen (% -Anteile)

Aussagen	trifft überhaupt nicht zu	trifft eher nicht zu	teils/teils	trifft eher zu	trifft voll und ganz zu
Ich bin sehr zufrieden mit den Kontakten mit meinen Nachbarn.	2	2.5	9.4	26	60.2
Wir haben hier in der Nachbarschaft ein gutes Verhältnis untereinander.	1.4	2.3	11.3	28	57.1
Ich hätte gerne mehr Kontakt zu meinen Nachbarn.	34	25.5	25.9	9.9	4.8
Ich kann mich auf die Hilfe und Unterstützung meiner Nachbarn verlassen.	3.2	4.7	14.2	25.7	52.1

Quelle: Age-Dossier-Befragung Mai 2020

Haben Altersunterschiede Einfluss?

Diejenigen Befragten, welche Personen in ähnlichem Alter zu ihren engsten Nachbarn zählen, sind zufriedener mit den Nachbarschaftskontakten als die Befragten, die keine enge Nachbarn im selben Alter haben. In ähnlicher Weise – wenn auch weniger eindeutig – scheint eine enge Nachbarschaftsbeziehung zu Personen in höherem Alter einen Beitrag zu guten Nachbarschaftsbeziehungen zu leisten. Dieser signifikante Effekt lässt sich bei Personen im Alter zwischen 50 und 69 Jahren nachweisen, nicht aber bei den älteren befragten Personen. Der engere Kontakt mit jüngeren Nachbarn wirkt sich dagegen in keiner der beiden Gruppen auf die Zufriedenheit mit den Nachbarschaftsbeziehungen aus – weder im positiven noch im negativen Sinn.

Hilfe unter Nachbarn

Fast acht von zehn Befragten aus den Reihen der 50-jährigen und Älteren verlassen sich auf die Hilfe und Unterstützung ihrer Nachbarn. Wie alt deren Nachbarn sind, spielt dabei keine Rolle. Knapp neun von zehn stimmten der Aussage zu, dass ihre Nachbarn sie jederzeit für Hilfe und Unterstützung ansprechen können. Die Bereitschaft für nachbarschaftliche Unterstützung (ausgehend von einem sehr hohen Niveau) sinkt jedoch tendenziell, wenn man keine engere nachbarschaftliche Beziehung zu Gleichaltrigen pflegt. Für generationengemischte Wohnmodelle kann das ein Hinweis darauf sein, wie

wichtig es ist, dass die Gruppe der älteren Bewohnerinnen und Bewohner zahlenmässig nicht marginalisiert wird. Für die Unterstützungsbereitschaft ist es hingegen unerheblich, ob man mit jüngeren oder älteren Nachbarn in Kontakt ist.

Es gibt wichtigere Faktoren

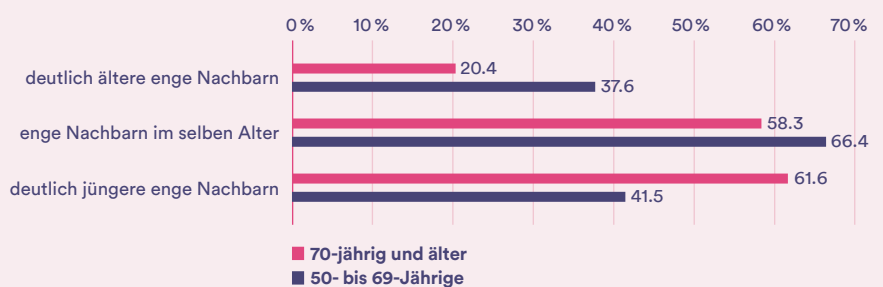
Zusammenfassend kann gesagt werden: Nachbarschaftskontakte sind häufig und sie finden eher zwischen Personen im selben Alter statt. Trotzdem bestehen auch intensive Kontakte zu deutlich jüngeren und älteren Nachbarn. Unsere Analyse zeigt aber auch, dass bezüglich Zufriedenheit mit der Nachbarschaft das eigene Alter und das der Nachbarn sehr beschränkten Einfluss ausübt. Gute und als angenehm bewertete Kontakte zu Nachbarn hängen also nicht vom Alter ab, sondern von der (gegenseitigen) Sympathie.

Die vollständige Studie «Altersübergreifende Nachbarschaftskontakte» kann hier heruntergeladen werden:

→ age-stiftung.ch/publikationen

–

Abbildung 3:
Altersunterschied in engen Nachbarschaftsbeziehungen



Quelle: Age-Dossier-Befragung Mai 2020

Fördern in der Planung

Können Generationenkonflikte unter Nachbarn durch Planung verhindert werden?

Braucht jede Generation ihren eigenen Platz in der Siedlung?

Wie erreicht man eine gute Altersdurchmischung und wie kann man sie aufrechterhalten?

Wie wichtig sind Gemeinschaftsräume?

Welchen Wohnungsmix braucht es für eine generationenengemischte Siedlung?

Welche Architektur fördert Generationenkontakte?

Wo treffen sich die Generationen in der Siedlung und warum?

Was bringen partizipative Planungsschritte für die Generationenbeziehungen in der Siedlung? Braucht es das?

Für jede Lebensphase ein eigenes Haus?

Es gibt generationengemischte Siedlungen, wo bestimmte Häuser oder Gebäudeteile bestimmten Lebensphasen zugeordnet sind. In anderen Siedlungen werden die Wohnungen im selben Haus gezielt an Mietparteien in unterschiedlichen Lebensphasen vermietet. Beide Modelle haben Vor- und Nachteile.

Werden den verschiedenen Generationen separate Häuser zugewiesen, bleiben dort die Altersgruppen unter sich. Generationenkontakte beschränken sich dann auf den Aussenraum und auf gemeinschaftlich genutzte Zonen.

Mehr Kontakt im Seniorenhaus

Ein Vorteil liegt in den ähnlichen Tagesstrukturen der Bewohnerinnen und Bewohner, die nicht mehr berufstätig sind. Nachbarschaftliche Begegnungen werden dadurch wahrscheinlicher.

J René Fessler, ehem. Genossenschaftspräsident

Die «jungen Alten» und die «alten Alten» finden sehr gut zueinander.

Durch die räumliche Nähe und die zum Teil ähnlichen Bedürfnisse der Nachbarn wird auch die gegenseitige Unterstützung im Alltag niederschwelliger. Wie wirkungsvoll gegenseitige Hilfe unter Personen im höheren Alter sein kann, zeigen Beispiele aus moderierten Alterssiedlungen (→ Age-Dossier 2020/1).

Vorteil oder Stigma

Doch das Leben nach der Pension umfasst mehrere Lebensphasen, und die Tagesstruktur von Personen im gesunden Rentenalter und jene von Personen in der fragilen Altersphase unterscheiden sich. Dies wirkt sich nicht nur auf die Nachbarschaftskontakte, sondern auch auf die Vermietung aus: In generationengemischten Siedlungen, wo die Gebäude nach Lebensphasen eingeteilt sind, werden die Häuser mit den Alterswohnungen oft als Alterssiedlung innerhalb der Überbauung wahrgenommen. In verschiedenen Projekten war das

Durchschnittsalter der Erstmieter in diesen Häusern deshalb höher als vorgesehen. Es scheint, dass Personen im frühen bzw. gesunden Rentenalter das Wohnen in einem für ältere Menschen bestimmten Haus als stigmatisierend empfinden.

H Simone Gatti, Siedlungsmoderatorin

Sie wollen nicht zu den «Alten» gehören und sagen: «Das ist dann später etwas für mich.»

Personen im fragilen Rentenalter dagegen bewerten es positiv, wenn das unmittelbare Wohnumfeld auf die Bedürfnisse im höheren Alter sensibilisiert ist, während das weiter gefasste Wohnumfeld Kontakte zu jüngeren Personen ermöglicht. Solche «Häuser für die zweite Lebenshälfte» sprechen damit viele Mieterinnen und Mieter an, die bereits auf eine altersgerechte und alterssensible Wohnumgebung angewiesen sind.

H Monika Bodmer (73), Mieterin

Für die älteren Leute im Haus ist es schön, dass sie nahe beieinander wohnen.

Konfliktfreies Treppenhaus

Als weiteren Grund für separate Lebensphasenbereiche in Generationensiedlungen wird angeführt, dass Konflikte, bspw. Lärm- und Ordnungsklagen, in altershomogen vermieteten Häusern weniger wahrscheinlich seien. Lärmemissionen sind einerseits ein bautechnisches Problem. Andererseits können ältere Menschen im Wohnalltag ebenso geräuschvoll sein wie Menschen aus anderen Altersgruppen.

Mögliche Probleme mit der Wohnumgebung im Alter 65+: Anteile zustimmender Personen

Aussagen	Ja
In dieser Gegend fehlt es an Ärzten und Apotheken.	28%
In dieser Wohngegend können ältere Menschen leicht vereinsamen.	28%
Meine Wohngegend wird durch Lärm beeinträchtigt.	18%
Das Wohnquartier hat sich so stark verändert, dass mir nicht mehr wohl ist.	9%
Mit anderen Hausbewohnern und Nachbarn gibt es oft Ärger.	5%

Ärger mit Nachbarn gehört bei Personen im Rentenalter zu den selteneren Problemen der Wohnumgebung. Isolation und Einsamkeit werden deutlich häufiger als Bedrohung wahrgenommen.
Quelle: Age Report IV

Ordnung und Sicherheit im nahen Wohnumfeld dagegen geniessen je nach Lebensphase unterschiedliche Priorität, weshalb sich diesbezüglich tatsächlich Konflikte zwischen den Altersgruppen entzünden können.

H Fredy Bodmer, Mieter (76)

Wir haben abgemacht, dass nicht bei den Hauseingängen, sondern im Hof gespielt wird.

Insbesondere Spielsachen sowie kleine und grosse Fahrzeuge in den Zugängen stellen für Personen mit physischen und sensorischen Einschränkungen eine Gefahr dar. Für die Kinder offenen gelassene Eingangstüren lösen Sicherheitsbedenken aus.

Distanz ist schwer zu kompensieren

Ein Nachteil von altershomogenen Häusern liegt darin, dass durch getrennte Hauseingänge und grössere Distanzen der Kontakt zwischen jüngeren und älteren Nachbarn weniger spontan stattfindet. Man teilt weniger Raum, man sieht, hört und stört sich weniger. Die Lebensweise der Andersaltrigen wird so weniger in das persönliche Wohnumfeld integriert. Erfahrungen aus den in diesem Heft vorgestellten Projekten zeigen: Generationenkontakte, die nicht durch unmittelbare Nachbarschaft zustande kommen, sind schwierig zu kompensieren. Es ist einfacher, mit organisierten Anlässen entferntere Nachbarn aus der gleichen Altersgruppe zusammenzubringen. Wer näheren Kontakt zu anderen Generationen sucht, der hat es in der zonierten Generationensiedlung schwer.

I Peter Manz, Mieter, einige Monate nach Einzug

Die auf meinem Stockwerk kenne ich, von den jungen Leuten hingegen noch niemanden. Senioren und Familien leben in getrennten Blöcken. Das ist eine andere Haustüre.

Konflikt wird zu Kontakt

Entweder mehr nachbarschaftliche Reibereien oder weniger spontane Kontaktmöglichkeiten – eine Wahl zwischen Skylla und Charybdis? «Nicht, wenn man das Konfliktpotenzial nutzt, um die Gemeinschaft zu stärken», meint Nina Schneider. Sie hat die Wohnprojekte der Genossenschaft Kalkbreite eng begleitet und wohnt in einem Wohncluster der Siedlung Kalkbrei-

te (Interview Seite 65f.). Für sie bieten Reibungsflächen auch Kontaktmöglichkeiten zwischen Nachbarn. «Oft sind es die schwierigen Situationen und nicht die schönen, die einen zwingen, sich auf die Bedürfnisse von Mitmenschen einzulassen.» Durch gemeinsam im Konsens entwickelte Regeln entsteht eine Identität als Hausgemeinschaft. Kennt man die Nachbarn und ihre Lebenssituation, wächst die Toleranz.

C Nina Schneider, Leitung Partizipation

Manchmal braucht es Konflikte, um die Nachbarn zusammenzubringen.

Um Konflikte in konstruktive Bahnen zu lenken, braucht es eine routinierte Streitkultur, welche lauten und leisen Mitbewohnern gleichermaßen eine Plattform bietet. Für Wohnbauträger und Verwaltungen bedeutet dies, dass Konflikte nicht per angeklebtes Dekret an der Eingangstüre «von oben» salomonisch geregelt und beigelegt werden. Die Bewohnerschaft soll das Problem gemeinsam lösen. Dies ist auch der Grund, weshalb die Baugenossenschaft «mehr als wohnen» **A** die Aushandlung der Waschküchenordnung in der Souveränität der 13 einzelnen Häuser auf dem Hunziker Areal belässt.

Starthilfe zahlt sich aus

Einige Projekte zeigen, dass es hilfreich ist, wenn eine aussenstehende Person die Moderation in der ersten Betriebsphase übernimmt. Dieser Initialaufwand zahlt sich für die Trägerschaft aus, wenn durch die Stärkung der gemeinsamen Hauskultur die gegenseitige Toleranz und die Kompetenz zur Selbsthilfe in hausinternen Problemlagen wächst. Die wichtigste Voraussetzung dafür ist in den meisten vorgestellten Förderprojekten gegeben: die Bereitschaft der Leute, sich für den nachbarschaftlichen Klärungsprozess Zeit zu nehmen.

Susanna Peyer, Leiterin Soziales & Kultur, ABZ

Lädt man die Wohnparteien ein, um ein Thema zu diskutieren, dann kommen die meisten. Die ganz alten und sehr jungen Erwachsenen etwas seltener.

Mehr zum Thema Nachbarschaftsmoderation
→ Kasten S. 57

–

Praxisbeispiel

«Die Kinder kommen fast täglich vorbei»

Das Ehepaar Bodmer und die Familie Zweifel sind fast zeitgleich in die Bülacher Generationensiedlung Bergli eingezogen. Ihre Wohnungen liegen schräg gegenüber. Daraus hat sich eine enge Beziehung zwischen Nachbarn aus drei unterschiedlichen Generationen entwickelt.

«Als ich gesehen habe, dass eine junge Familie in die 4,5-Zimmer-Wohnung einzieht, habe ich Caroline Zweifel angeboten, bei der Betreuung der beiden Kinder einzuspringen, wenn das nötig wird», erzählt Monika Bodmer. Sie (73) und ihr Mann Fredy (76) waren die erste Wohnpartei, die 2017 in eine 3,5-Zimmer-Wohnung im Haus B der Neubausiedlung Bergli zog. Heute – rund zweieinhalb Jahre später – hütet sie regelmässig die beiden Nachbarskinder Andri (4) und Larina (1,5), die stets auch spontan auf Besuch kommen dürfen. «Andri kommt fast täglich vorbei, um ein Salzstängeli abzustauben.» Die Nachbarschaft zwischen dem Ehepaar Bodmer und der Familie Zweifel ist ein Idealbild der nachbarschaftlichen Generationenbeziehung. Das Beispiel zeigt aber auch, wie viel dafür zusammenstimmen muss: Neben der gegenseitigen Sympathie und der unmittelbaren Nähe der Wohnungen spielt die innere Haltung der Nachbarn eine grosse Rolle – und ebenso gewisse individuelle Kompetenzen.

Caroline und Michael Zweifel gehen offen auf die Menschen in ihrem Wohnumfeld zu. «Wir haben gerne Kontakt mit unseren Nachbarn. Das ist einfach unsere Art. Nachdem wir hierhergezogen sind, ging Michael an seinem Papa-Montag oft mit dem kleinen Andri zum Montagskaffee im Begegnungsraum. Dort hat Andri schnell dafür gesorgt, dass wir auch mit unseren älteren Nachbarn bekannt wurden», erinnert sich die 34-jährige Primarlehrerin.

Diese offene Haltung gegenüber Nachbarinnen und Nachbarn teilt die Familie Zweifel mit ihren direkten Nachbarn Monika und Fredy. Zudem ist das Ehepaar Bodmer seit jeher sozial engagiert, und Monika Bodmer übernimmt bereitwillig Verantwortung in der Siedlungsgemeinschaft. Gemeinsam mit einer anderen Nachbarin ist sie für den Begegnungsraum zuständig. Eine Nachbarin, die mit über 90 Jahren in die Siedlung gezogen ist, kommt wöchentlich bei Bodmers zum Mittagessen. «Sie entschädigt uns dafür, und wir geben das Geld in ihrem Namen an die indische Strassenschule weiter, die wir unterstützen. So profitieren gleich mehrere», erläutert Fredy Bodmer das Arrangement.

Dass Monika Bodmer darüber hinaus bereit ist, regelmässig Betreuungsaufgaben bei der jungen Nachbarsfamilie zu übernehmen, hat auch mit ihrer hohen Kompetenz im Umgang mit Kindern zu tun. Als passionierte und nun pensionierte Kindergärtnerin ist sie sich gewohnt, Verantwortung für Kleinkinder zu übernehmen, die nicht die eigenen sind – und sie macht es gerne. «Die Kinder spüren das genau und sind deshalb oft bei Monika und Fredy nebenan», bestätigt Caroline Zweifel.

Sind die Bodmers Ersatzgrosseltern? «Zwar sind wir quasi ein Teil der Familie geworden, aber kein Ersatz, denn die Kinder haben sehr engagierte Grosseltern, die ebenfalls regelmässig hüten», beantwortet Monika Bodmer die Frage. Dass Nachbarn die Alltagsunterstützung innerhalb der Familie eher ergänzen als kompensieren, bestätigt sich auch in dieser engen und freundschaftlichen Beziehung. Während der Pandemie hat Michael Zweifel für einige der älteren Nachbarn den Einkauf erledigt – jedoch nicht für Bodmers, da deren Tochter, die ebenfalls in Bülach wohnt, das übernahm.

–

Das Ehepaar Bodmer und die Familie Zweifel im Hof
der Generationsiedlung Bergli.
Foto: Ursula Meisser



Wer Kontakträume plant, macht Beziehungen möglich

Die Nachbarschaft ist ein Raum mit einem Netz aus unterschiedlich starken Beziehungen. Im Alter machen räumliche Nähe und spontane Abrufbarkeit die Nachbarschaft zu einer wichtigen Ressource. Wer im Alter umzieht, muss dieses Beziehungsnetz neu aufbauen. Im generationengemischten Wohnumfeld ist dies besonders anspruchsvoll.

Nachbarschaftskontakte wachsen über Jahre und haben im Alter einen direkten Einfluss auf die Lebensqualität und die Verbundenheit mit dem Wohnort (→ Interview S. 22). Der Age Report IV (age-report.ch) zeigt: Ausser der Lage der Wohnung («Ruhige Lage») weist kein anderes Merkmal des Wohnumfeldes einen ähnlich engen Zusammenhang mit der individuellen Wohnzufriedenheit auf wie die Nachbarschaftsbeziehungen (Age Report IV: 116). Personen, die lange in Nachbarschaft miteinander wohnen, teilen nicht nur ihren alltäglichen Nahraum, sondern auch grosse Teile ihrer Biografie und viele Erinnerungen: das Aufwachsen der Kinder, die baulichen und sozialen Veränderungen im Quartier, freudige Ereignisse und Schicksalsschläge, die einzelne Wohnparteien getroffen haben. Der gemeinsam erlebte Wandel ist ein starkes Band zwischen den Nachbarn. (Age Report IV: 173 f.)

Abbild der Gesellschaft

Die soziale Geborgenheit, die Unterstützung und die Sicherheit, welche die Nachbarschaft bietet, basieren auf lange gewachsenen Vertrauensbeziehungen. Dieses vertraute Umfeld wird mit dem Altern wichtiger. Der Bewegungsradius nimmt ab und das soziale Netzwerk wird kleiner, weil der Kontakt zu Arbeitskollegen abbricht und Freunde und Angehörige sterben. Die Wohnung bzw. das Haus wird früher oder später zum zentralen Lebensort. Das unmittelbare Wohnumfeld ist dann das Abbild der Gesellschaft, in der sich der alte Mensch bewegt.

Wer Kontakte zu den Menschen im Wohnumfeld hat, der wird von seiner unmittelbaren Umwelt wahrgenommen, erhält Rückmeldungen, spielt in ihr eine Rolle und ist Teil von ihr. (→ Inter-

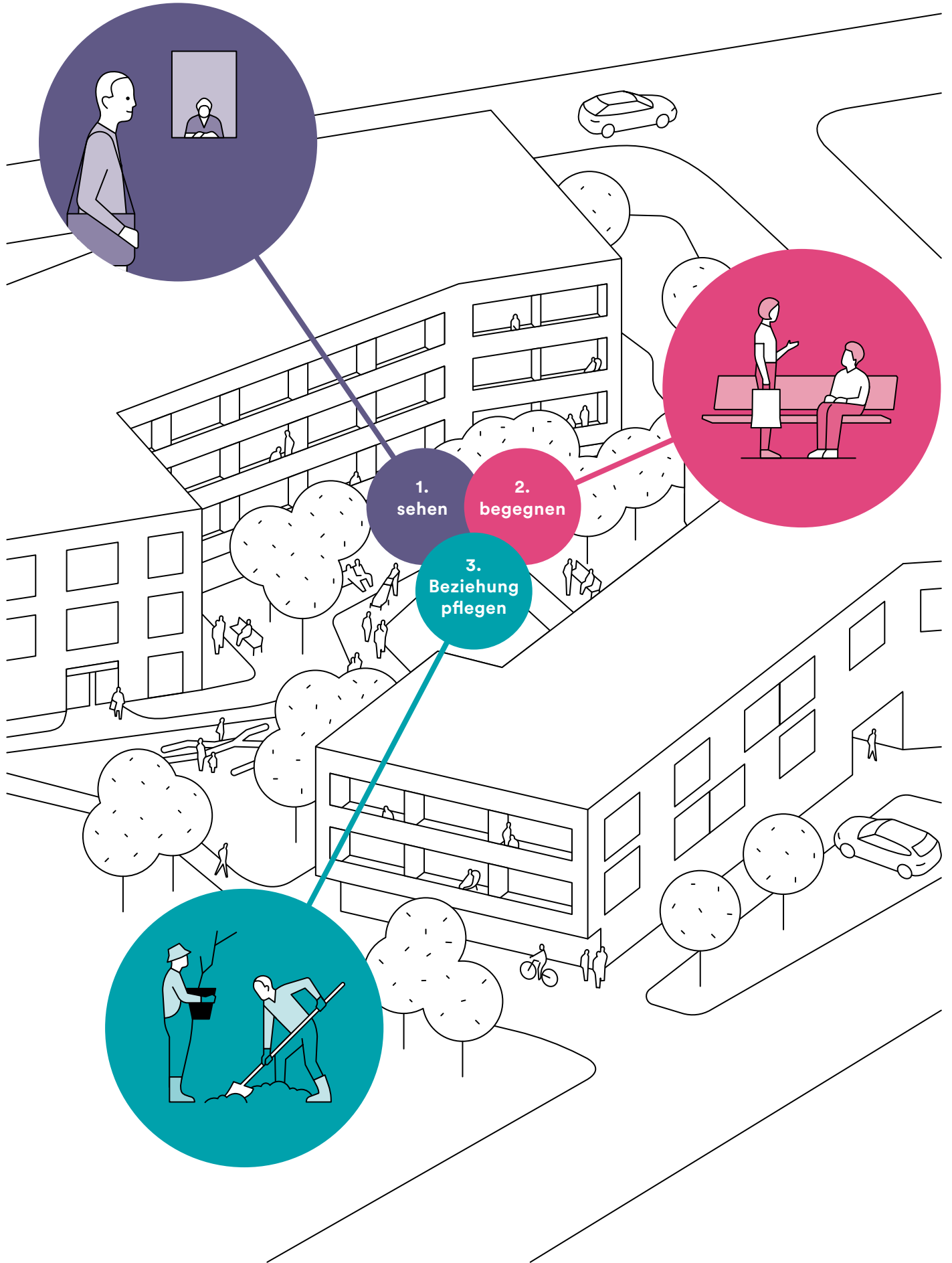
view, S. 6). Dass man auch von jungen Menschen als Bestandteil ihrer zukunftsgerichteten Weltsicht bestätigt wird, scheint älteren Menschen ein Anliegen zu sein.

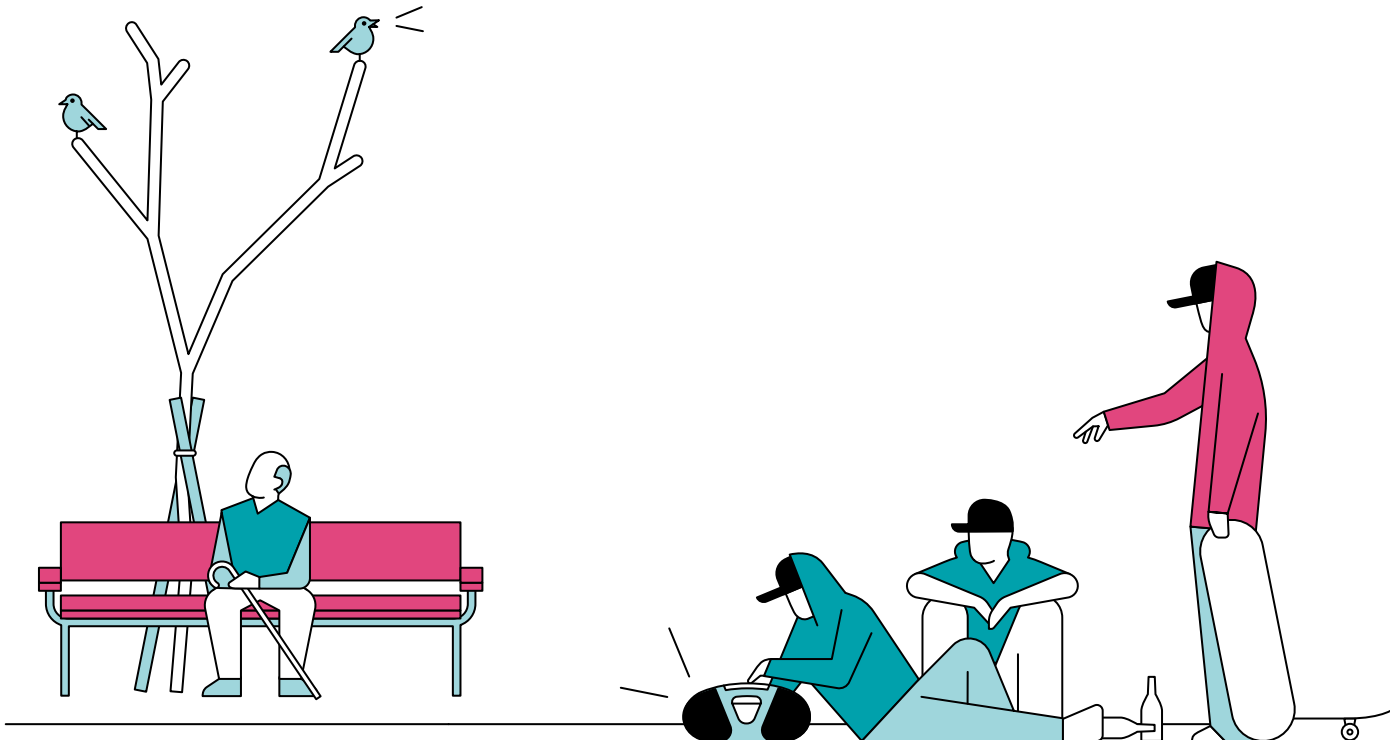
F Susanna Besset (69), Mieterin

Eine Überraschung war, dass ich hier plötzlich Kontakt zu allen Generationen hatte. Das hat frischen Wind in mein Leben gebracht. Damit hatte ich nicht gerechnet, denn ich wusste nicht, dass es eine so grosse Rolle spielen kann.

Neue Kontakte knüpfen (müssen)

Wer im Alter umzieht, verliert die meist über Jahre gewachsenen nachbarschaftlichen Beziehungen genau dann, wenn deren soziale und unterstützende Funktionen vermehrt zum Tragen kommen müssten. Einige Kontakte werden als Freundschaften weiter gepflegt. Doch die räumliche Nähe, welche die nachbarschaftliche Beziehung geprägt hat, geht verloren. Deshalb ist es für ältere Menschen besonders wichtig, am neuen Ort aktiv Kontakte zu Nachbarn zu knüpfen, damit ein tragfähiges soziales Netz im Wohnumfeld vorhanden ist, sobald es gebraucht wird. Doch Nachbarschaftsbeziehungen wachsen langsam, während das Zeitfenster dafür je nach Situation begrenzt sein kann. Wohnprojekte, welche die Nachbarschaftsentwicklung in Planung und Betrieb mitdenken, tragen deshalb viel zu einer guten Wohnqualität im Alter bei.





D Textauszug → **D** S. 41

Es brauchte mehr Zeit als erwartet, um mit dem neuen Ort vertraut zu werden. Im neuen Quartier mussten zuerst wieder Gewohnheiten und vertraute Abläufe aufgebaut werden. Vielleicht, so vermutete eine Bewohnerin, dauert es länger, wenn man älter wird.

D Ernst Schwarzwald, Mieter, Textauszug → **D** S. 47

Zur Vertrautheit braucht es mehr Zeit als 1,5 Jahre, die wir jetzt zusammenwohnen. (...) Auch ich habe immer noch Hemmungen, einfach an der Tür zu läuten und zu stören.

Wie Generationenbeziehungen in der Nachbarschaft entstehen

Generationenbeziehungen im Wohnumfeld sind in erster Linie einfach Nachbarschaftsbeziehungen. Deren Entstehung kann man in drei Stufen darstellen. Die Grundlage bildet in der Regel Sichtkontakt, der es ermöglicht, sich als Nachbarn zu identifizieren. Diese Zuordnung zum nahen Wohnumfeld genügt bereits, um eine Person grundsätzlich als Teil der Nachbarschaft zu akzeptieren. Die zweite Stufe ist die direkte Begegnung und Interaktion: Man lernt sich kennen. Die dritte Stufe ist die Ausgestaltung und Pflege der gegenseitigen Beziehung. Die ersten beiden Stufen in der Entwicklung von Nachbarschaft kann man mit sorgfältiger Planung gut unterstützen. Bei der dritten Stufe ist das nur bedingt der Fall. Will man nachbarschaftliche Beziehung zwischen Menschen in unterschiedlichen Lebensphasen stärken, dann gilt es, altersspezifische Bedürfnisse und Lebensweisen zu berücksichtigen und gleichzeitig stereotype Alterszuschreibungen zu vermeiden. Beim

Zusammenwohnen verschiedener Generationen muss man unterschiedliche Vorstellungen von Wohn- und Lebensqualität unter einen Hut bringen, damit die Menschen nicht nur bereit sind, ihren Lebensraum, sondern auch ihr Leben selbst ein Stück weit miteinander zu teilen. Wo diese gegenseitige Anteilnahme gelingt, zeigt sich: Das Alter spielt dabei meist eine untergeordnete Rolle.

Personen mit mindestens einer guten Nachbarschaftsbeziehung

Alter	
15-24 Jahre	51%
25-34 Jahre	49%
35-44 Jahre	63%
45-54 Jahre	67%
55-64 Jahre	68%
65-74 Jahre	73%
75+ Jahre	69%

Quelle: Schweizer Haushaltspanel / Age Report IV

Sehen und gesehen werden als Basis für Nachbarschaft

1. sehen

Das Bild unserer Nachbarschaft wird durch viele Sinneswahrnehmungen geprägt: Kochgerüche, Haushaltsgeräusche, Stimmen oder Lärm, ja sogar Erschütterungen durch schwere Schritte im Obergeschoss. Die Grundlage für jede Art von Nachbarschaftskontakt ist jedoch die gegenseitige Sichtbarkeit.

Wer nicht gesehen wird, wird nicht als Teil der Nachbarschaft wahrgenommen. Wer die Personen im nahen Wohnumfeld nicht sieht, kann sie nicht als Nachbarn identifizieren. Und Nachbarn, die nur zu hören und nie zu sehen sind, wirken dann auch bald eher gruselig.

Eine Gratwanderung

Der Sichtkontakt zu Nachbarn setzt nicht einmal die direkte Begegnung voraus. Sichtbezüge lassen sich zwischen den Wohnungen, zwischen Wohnungen und Aussenraum und im Aussenraum selbst herstellen. Ihre Planung ist eine Gratwanderung, denn einerseits sind sie die Grundlage für nachbarschaftliche Aufmerksamkeit, andererseits können sie ein Gefühl sozialer Kontrolle auslösen (vgl. Günther: 193).

Achtsamkeit oder Kontrolle?

Gerade in Generationensiedlungen werden Sichtbezüge je nach Lebensphase als erwünschte Achtsamkeit oder als unerwünschte Kontrolle gewertet. Das muss in der Planung der öffentlichen und halböffentlichen Zonen berücksichtigt werden, um Nutzungskonflikte zu vermeiden. So sind beispielsweise Familienzonen, die mit ihren Spielplätzen in der Generationensiedlung meist dazu gehören, oft gut einsehbar. Hier können sich die Bewohnerinnen und Bewohner beobachten und signalisieren Offenheit für Kontakt. Sichtbezug bedeutet hier Achtsamkeit, nicht

zuletzt bezüglich der spielenden Kinder. In den sichtgeschützten Rückzugszonen dagegen treffen ältere Menschen und Gruppen von Jugendlichen aufeinander – und dies mit ganz unterschiedlichen Nutzungsbedürfnissen. Während die einen Ruhe suchen, sind die anderen auf Abgrenzung gegenüber anderen Altersgruppen in der Siedlung bedacht. Daraus resultieren nicht selten Generationenbegegnungen, die von beiden Seiten als wenig erbaulich wahrgenommen werden.

M Textauszug → **M** S. 51

Es sind auch Belastungen aufgetreten. In erster Linie durch Jugendliche, die sich in den weniger gut einsehbaren Ecken treffen.

Der Übergang zum Privaten

Das Empfinden gegenüber Sichtbezügen ist jedoch weniger eine Frage der Generation, sondern, unabhängig vom Alter, von Mensch zu Mensch verschieden. Dies zeigt sich deutlich, wenn es um den Einblick in die privaten Wohnräume geht. Besonders gut beobachten lässt sich das dort, wo die Wohnungen Fenster zum Laubengang besitzen. Einige Wohnungen nutzen das «Schaufenster» als Tageslichtquelle und Schnittstelle zu den unmittelbaren Nachbarn. Andere dagegen versuchen die Sicht in die Wohnung möglichst

kunstvoll zu verbarrikadieren, damit der Sichtschutz nicht als abweisendes Signal interpretiert wird. Wichtig ist, dass dort, wo Sichtbezüge den privaten Bereich tangieren, die Wahl bleibt, ob man diese Kontaktmöglichkeit nutzen möchte oder nicht. Andere Lösungen, wie Milchglasfenster zum Gang, lassen zwar keine spontane Interaktion mit den Wohnungsbesitzerinnen und -besitzern zu, doch signalisiert brennendes Licht im Innern zumindest Anwesenheit und Leben hinter der Tür zum Privatbereich.

F Susanna Besset (69), Mieterin
Manchmal wird mir der Betrieb zu viel, und ich muss die Tür schliessen. Wenn man den Vorhang zieht, akzeptieren das alle. Auch die Kinder wissen, dass sie dann nicht klopfen dürfen.

Spontanen Begegnungen Raum geben

2. begegnen

Die spontane ungeplante Begegnung ist das Grundmaterial nachbarschaftlicher Beziehungen. Sie ist eine Qualität, die andere soziale Netzwerke wie die Familie oder der Freundeskreis nur beschränkt bieten können, da sie auf räumliche Nähe angewiesen ist.

Die Keimzelle jeder nachbarschaftlichen Beziehung sind Begegnungen. Erst durch sie lernt man die Personen kennen und einschätzen, die so nahe am eigenen privaten Lebensraum leben. Gesten der Sympathie oder der Wertschätzung, kurze Gespräche, gegenseitiges Nachfragen – so führen Begegnungen unter Nachbarn zu gegenseitigen Verbindungen, die anfangs schwach sind (sozialwissenschaftlich: «weak ties») und es vielleicht bleiben oder aber mit der Zeit (positiv oder negativ) verstärkt werden.

G Christa Schönenberger, Siedlungs-koordinatorin

Sie haben ein Herz für einander, sie schauen für einander – auch generationenübergreifend. Aber es bleibt eine lose Koppelung, die Distanz, aber auch Möglichkeiten zulässt.

Dank Begegnungen erhalten Nachbarn Informationen übereinander. Mit zunehmendem Wissen über das neue Wohnumfeld und die Personen, die darin leben, wird die Nachbarschaft und damit auch die eigene Wohnung zum vertrauten und sicheren Ort – zu einem Zuhause. Erzählt ein Familienvater im Treppenhaus, er hole gerade seinen Sohn vom Cello-Unterricht ab, sind die seltsamen Geräusche aus der Wohnung über mir plötzlich nicht mehr so unheimlich. Erzählt die Nachbarin an

der Fleischtheke im Quartierladen, dass ihr Enkel jeden Freitag zum Mittagessen kommt, beunruhigt mich der düster dreinblickende Teenager kaum mehr, der hinter mir durch den Hauseingang schlüpfte.

Begegnung bedeutet Sicherheit, denn sie bestätigt, dass Menschen in meiner unmittelbaren Nähe wissen, dass ich da bin und wer ich bin. Werden Begegnungen zu Routinen, bieten diese zusätzliche Sicherheit: Wird die Routine durchbrochen, wird das beiderseits registriert. Deshalb sind Begegnungsroutinen wichtige informelle Sicherheitsfaktoren, die von Menschen im hohen Alter bewusst genutzt werden und die auch mit den erwähnten «weak ties» gut funktionieren können.

D Claudia Thiesen, Projektleiterin und Bewohnerin

Wichtig ist die spontane Begegnung im Alltag, ohne dass man sich aktiv darum bemühen muss.

Die spontane Begegnung unter Nachbarn ist in der Regel unkompliziert, niederschwellig und findet auf Augenhöhe statt. Die Studie von Alexander Seifert (→ S. 22) zeigt, dass solche Begegnungen nicht selten zu längeren Gesprächen führen können, die von älteren Menschen als wertvoll betrachtet werden.

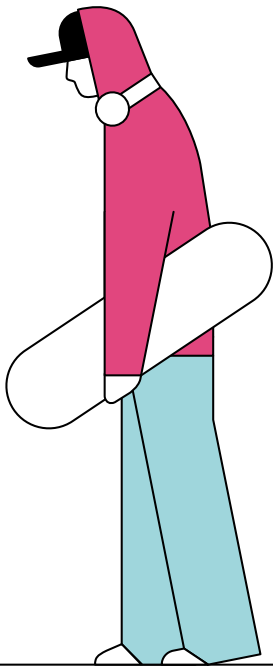
Spontanen Begegnungen Raum lassen
Spontane Begegnungen sind also eine wichtige soziale Ressource. Ihnen bei der Planung von Wohnprojekten Raum zuzusprechen, trägt viel zu einer guten Nachbarschaft bei. Das gilt insbesondere in generationengemischten Siedlungen und Häusern, wo die unterschiedlichen Tagesstrukturen der Bewohnerschaft organisierte Begegnungen eher erschweren.

Sich kreuzende Wege

Je näher man beieinander wohnt, desto wahrscheinlicher werden spontane Begegnungen. Dabei spielt der Weg von und zu der Wohnungstür eine entscheidende Rolle: Flur, Lift und Treppenhaus, Eingangsbereich, Zugangswege und Garage. Sie sind die Hotspots nachbarschaftlicher Interaktion. Und sie haben eine Gemeinsamkeit: Es sind oft enge Räume, die selten zum längeren Aufenthalt einladen. In verschiedenen Projekten wurde die Relevanz dieser Zwischenräume und deren soziale Funktion anerkannt und berücksichtigt.

Durchgangszonen als Begegnungsorte gestalten

Statt enge Gänge und Treppenhäuser gibt es dort breite Flure und Laubengänge mit Nischen sowie grosszügige Eingangsbereiche, die ein spontanes Gespräch erlauben, ohne andere Leute beim Kommen und Gehen zu behindern. Zudem lädt genug Platz zum Stehenbleiben ein. Ein etwas breiterer Hauszugang mit Witterungsschutz oder ein grosszügiger Brief-



kastenbereich sowie erhöhte Ablageflächen, um Post oder Einkaufstüten kurzzeitig, trocken und stabilisiert zu deponieren, tragen wesentlich zu einem entspannteren Austausch mit dem Nachbarn bei.

B Nina Schneider, Mieterin und Partizipationsverantwortliche

Die gemeinsame Briefkastenanlage ist für die Siedlung ein wichtiger Treffpunkt.

Für ältere Menschen ist es wichtig, dass solche Durchgangs- und Begegnungsbereiche Sicherheit vermitteln. Dafür braucht es insbesondere gute Lichtbedingungen bzw. eine altersgerechte Beleuchtung der Durchgangszonen (→ [age-stiftung.ch/richtlinien](https://www.age-stiftung.ch/richtlinien)). Personen mit Sehschwäche müssen erkennen können, wer ihnen entgegenkommt. In der Planung von Treppenhäusern, Fluren und Eingangsbereichen als wichtige Begegnungsorte ist auch die Akustik (bspw. Hall- und Verstärkungseffekte) ein Thema. Menschen, die nicht gut hören, sollten sich in normaler Lautstärke unterhalten und das Gegenüber verstehen können. Die Anerkennung und Gestaltung von Durchgangszonen als Begegnungsorte für Generationen machen das Zusammentreffen von Nachbarn angenehmer. Das wird von der Bewohnerschaft bemerkt und geschätzt.

H Monika Bodmer (73), Mieterin
Auf unserem breiten Korridor trifft man sich und bleibt, um zu schwatzen. Das ist sehr gut gemacht. Kommt man aus dem Lift, ist das dort wie ein Dorfplatz.

Durchgangszonen als Aufenthaltsbereiche gestalten?

Einige Wohnprojekte haben zur Förderung spontaner Begegnungen die Durchgangswege mit gemeinschaftlichen Aufenthaltszonen kombiniert. Sitzgelegenheiten in Ein- und Durchgangsbereichen sollen die Gelegenheit bieten, eine spontane Begegnung zu einem längeren Gespräch zu nutzen. Ältere Menschen sollen die Beine entlasten können, indem man sich in einer Nische zusammensetzt. Sitznischen sollen die Bewohner zudem animieren, sich im halböffentlichen Raum aufzuhalten – bspw. zum Zeitunglesen – und damit Kontaktoffenheit zu signalisieren. Erfahrungen zeigen, dass solche Sitzmöglichkeiten vor allem in der unmittelbaren Wohnungsnähe, bspw. im Flur, oft nicht angenommen werden. Das hat mehrere Gründe: Spontane Begegnungen unter Nachbarn zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie niederschwellig und ungezwungen sind. Es treffen sich Leute, die auf dem Weg zu einem bestimmten Ziel sind: zur Waschküche, zur Arbeit, zur Entsor-

gungsstation, zur Schule oder heim zum Mittagessen. Die jeweilige Aktivität wird für den Austausch mit dem Nachbarn unterbrochen. Darin liegt einerseits Wertschätzung, andererseits müssen beide Gesprächspartner die Möglichkeit haben, die Begegnung zu beenden und ihren Weg wieder fortzusetzen. Setzt man sich, erhält die Begegnung eine neue Qualität. So lässt sich bspw. das Gespräch nicht mehr so spontan beenden, wie es begonnen wurde. Wahrscheinlich werden solche Gespräche dann nicht mehr vor der Haustür fortgesetzt, sondern man lädt sich zu einem kurzen Kaffee in die Wohnung ein.

Auch das Zeitunglesen in der Sitzgruppe im Flur, das Offenheit signalisieren soll, wird selten angenommen. Gerade Nachbarn, die nahe beieinander wohnen, schätzen gegenseitige Diskretion und klare Grenzen. Nachbarn, die sich für unbestimmte Zeit in unmittelbarer Nähe zum privaten Eingang aufhalten, werden als kontrollierend empfunden. Ein Verdacht, dem man sich nicht aussetzen möchte. Der Eindruck der sozialen Kontrolle hat auch damit zu tun, dass die Sitznische im Gang keinem konkreten Zweck dient. Dem Aufenthalt dort fehlt damit in gewisser Weise die Legitimation.

Das Haus StadtErle **F** der Genossenschaft Zimmerfrei in Basel hat dieses Problem nicht, da auf den Laubengängen jeder Wohnung ein Bereich als Aussen-

sitzplatz zugeordnet ist, der individuell möbliert und genutzt werden kann. Die stark gemeinschaftlich ausgerichteten Bewohnerinnen und Bewohner haben diese Idee gut aufgenommen und nutzen die Lauben intensiv. Die vielen Begegnungen, die sich hier ergeben, erleben sie als aufgehobensein, die soziale Kontrolle als willkommen. Sie entwickeln aber auch ein feines Gespür für den Umgang mit der räumlichen Nähe, je nach Situation, Ort und Tageszeit.

F Victor Dreher, Parterre-Bewohner
Es wäre für die anderen seltsam, wenn ich hier im Parterre dauernd draussen sässe wie ein Wächter. Ich sitze lieber am Küchentisch, sehe nach draussen, manchmal schaut jemand rein, manchmal gehe ich raus zum Plaudern.

Zentrale Zugänge zur Siedlung oder Knotenpunkte im Gebäude, die als Lobby mit Sitzgelegenheiten ausgestaltet werden, über eine Reception oder über Bistrosche mit Kaffeemaschine verfügen **F**, werden dagegen besser genutzt. Bei gelungenen Umsetzungen dienen sie als Treffpunkt oder «Dorfplatz», wo man keinen legitimierenden Grund braucht, um

ihn aufzusuchen. Bei solchen Lösungen – wie allgemein bei der Gestaltung gemeinschaftlicher Zonen – muss jedoch besonders auf die Bedürfnisse der angrenzenden privaten Wohnungen geachtet werden.

D Claudia Thiesen, Projektleiterin und Bewohnerin

Die Terrasse Commune ist natürlich ein Begegnungsort, aber auch ein zentraler Ort der Reibungen. Das gehört dazu. Wichtig ist ein guter Umgang damit.

Darüber hinaus ist es wichtig, dass alternative Zugänge zum Gebäude oder zur Siedlung bestehen, damit die nachbarschaftlichen Begegnungen freiwillig bleiben. Diese sind wichtig und man kann sie durch gute Planung motivieren. Forciert werden sollten Zusammentreffen jedoch nicht.

G Christa Schönenberger, Siedlungskordinatorin

Manchmal geht man hinten durch, wenn man nicht reden mag. Es ist ja schwieirig, das jemandem direkt zu sagen, ohne zu kränken.

Sind die Erschliessungen in Siedlungen und Gebäuden zentral angelegt, ist für viel frequentierte Wege und häufige Begegnungen gesorgt.

B Nina Schneider, Mieterin und Partizipationsverantwortliche

In der Rue Intérieure entstehen spontan gemütliche Treffen. In der Coronazeit haben wir uns ein paar Mal auf ein Glas Wein mit Zwei-Meter-Abstand getroffen.

«Doch auch informelle Wege und Verbindungen sind wichtig», erklärt Claudia Thiesen, Projektleiterin und Clusterbewohnerin der Siedlung Heizenholz im Interview. «Sie sorgen in der Generationensiedlung für mehr Offenheit und Durchlässigkeit als wenn man auf ein Treppenhaus beschränkt bleibt.» Durch die verschiedenen Möglichkeiten, sich durchs Wohnumfeld zu bewegen trägt man nicht nur der Wahlfreiheit Rechnung, Begegnungen zuzulassen oder zu meiden: «Wer unterschiedliche Pfade in seiner Wohnumgebung nutzt, trifft unweigerlich auf unterschiedliche Personen aus der Siedlung und aus dem Quartier.» Die Vielfalt der Begegnungen nimmt zu und das soziale Netz der Nachbarschaft wächst. Das ist speziell in der generationengemischten Siedlung hilfreich, wo insbesondere Kin-

LESETIPP

Wer sich mit dem Thema «Generationenbeziehungen in der Nachbarschaft» befasst, sollte seinen Blick für das «Dazwischen» schärfen, also für die Orte am Übergang vom Privaten zum Öffentlichen. Hier definieren die Menschen, die diesen Raum gemeinsam nutzen, ihre Beziehung zueinander. Hier entwickeln sie ihre Gefühle der Heimat und der Zugehörigkeit. In diesen «Schwellenräumen» entzündeten sich aber auch Konflikte. Das Projekt «Dazwischen – von der Wohnungstüre zur Trottoirkante» des Werkbundes hat die Bedeutungen und Möglichkeiten dieser sozialen Nahtstellen von verschiedenen Seiten her ausgeleuchtet. Daraus entstanden ist ein kluges und originelles Buch (2014, 96 Seiten) sowie eine spannende Website mit multimedialen Inhalten. Ein Besuch lohnt sich, denn nachher weiss man mehr.



Website und Buchbestellung:
→ dazwischen.org

der als Erforscher und Kartographen ihres sozialen Nahraums unterwegs sind. «Sie sind die ersten, die sich solche Wegnetze erschliessen», hat Claudia Thiesen beobachtet. Und das ist nicht nur in der selbstverwalteten Genossenschaftssiedlung Heizenholz in Zürich Höngg zu beobachten, sondern auch in der Genossenschaftssiedlung StadtErle in Basel, wo gestaltbare Laubengänge die Wohnungen verbinden (→ S. 54).

F Textauszug → **F** S. 34

Die grösseren Kinder bilden Spielgemeinschaften und wagen sich auf andere Etagen, wo sie neue Bekanntschaften machen.

Begegnungschancen erhöhen

2. begegnen

Damit sich Nachbarn spontan begegnen, müssen sie in der Nachbarschaft unterwegs sein – und dies gleichzeitig und sichtbar. Bei generationengemischten Siedlungen ist das eine besondere Herausforderung, da der Alltag je nach Lebensphase anders getaktet ist.

Eine besondere Rolle spielen dabei jene Orte in der Siedlung, die für die Haushaltsführung relevant sind, aber ausserhalb der eigenen Wohnung liegen.

HAUSHALTSRELEVANTE HALB-ÖFFENTLICHE RÄUME

Innovative Planer haben diese Orte deshalb neu positioniert (Bspw. **A**, **H**): Werden Waschküchen und Trocknungsräume vom Keller ins Parterre oder in die Stockwerke verlegt, sind sie einsehbar und die Wahrscheinlichkeit steigt, dass sich die Wege der Nachbarn kreuzen. Auch Reduits können aus den Kellerabteilen ins EG oder aufs Stockwerk verlegt werden. Sie sind dann näher bei der Wohnung und werden mehr benutzt, wodurch die Chancen auf Begegnung wachsen. Solche Massnahmen erfordern Fingerspitzengefühl. Die wenigsten wollen die eigene Wäsche öffentlich ausgestellt wissen, und obwohl im halböffentlichen Raum positioniert, bedarf auch dieser Teil der Haushaltsführung einen gewissen Grad an Diskretion.

Publikation Dazwischen (→Lesetipp S. 39)

Wo man sich trifft, entsteht ein Ort. Das Denken von Möglichkeiten ist Planungsaufgabe, das Schaffen von Orten übernehmen die Nutzer.

Zu den Orten in der Siedlung, die altersunabhängig im Haushaltsalltag regelmässig aufgesucht werden, gehören auch Entsorgungsplätze. Auch wenn sie auf den ersten Blick wenig Aufenthaltsqualität ausstrahlen, sind sie für nachbarschaftliche Kontakte relevant. Nicht nur, weil sich dort Siedlungsbewohnerinnen und -bewohner aus unterschiedlichen Stockwerken, Trakten und Gebäuden begegnen. Die Hemmschwelle, gegenseitige Hilfestellung anzunehmen, ist wohl nirgends so niedrig wie bei den Containern und Recycling-Stellen, wo man sich gegenseitig den Deckel aufhält. Begegnungen zwischen Jung und Alt können in dieser Situation mitunter bspw. zu Angeboten für regelmässige Hilfe beim Tragen führen, die dann angenommen oder höflich abgelehnt werden. In jedem Fall aber wird das Hilfsangebot zur Kenntnis genommen, was die nachbarschaftlichen Bande stärkt.

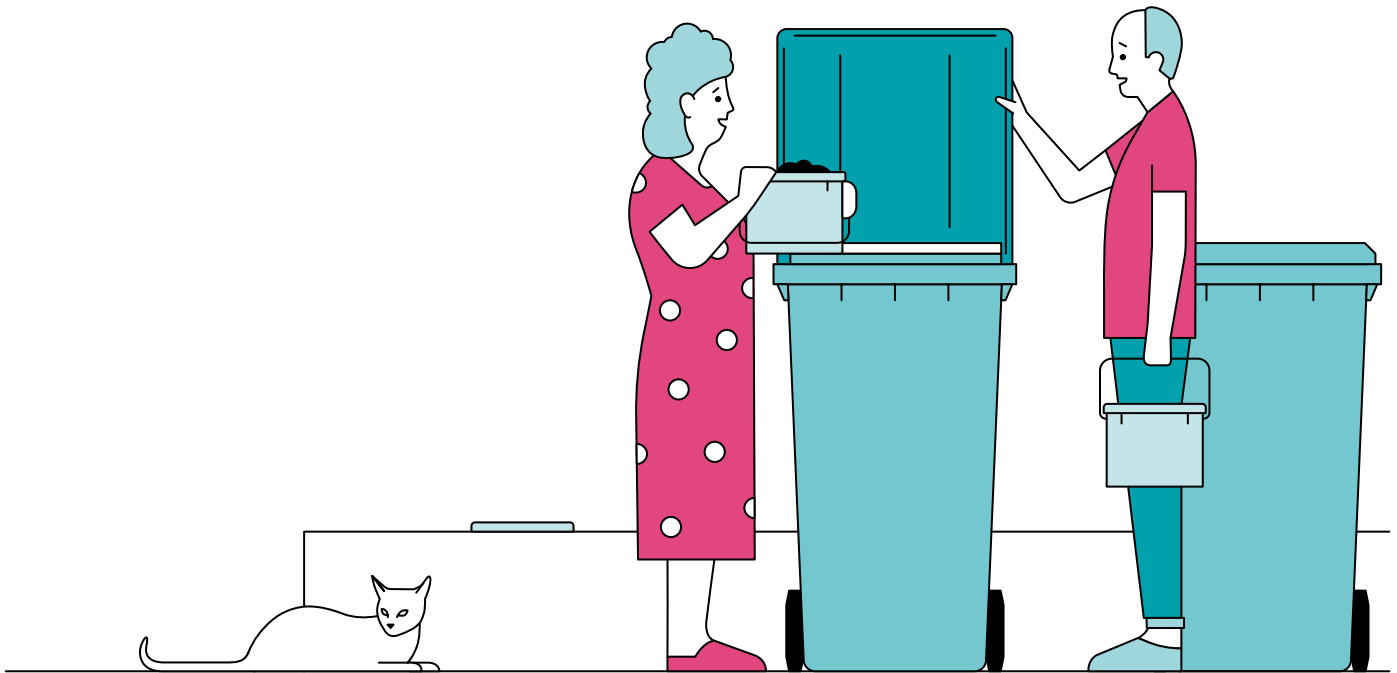
Mit Blick auf die Nachbarschaftsentwicklung spricht also nichts dagegen, den Entsorgungsstellen genug Raum zuzugestehen, damit sich zwei Personen problemlos darin aufhalten und unterstützen können. Auch wenn die Ästhetik etwas leiden könnte, schadet auch genug Einblick in die Anlage nicht, so dass die Nachbarn sich sehen, grüssen und einander bestenfalls kurz zur Hand gehen können. Als Nebeneffekt kann dadurch auch die Ordnung profitieren. Witterungsgeschützte Orte bei der Sammelstelle oder an ihren

zentralen Zugangswegen sind ein weiteres Puzzleteil, das altersunabhängig nachbarschaftliche Begegnungen unterstützt. Mit einer siedlungseigenen Kompostanlage kann ein zusätzlicher Ort geschaffen werden, der zu mehr Fussverkehr in der Siedlung führt und zudem die Möglichkeit zur Partizipation gibt, denn Kompost muss betreut werden.

ORTE DER ALLTAGSVERSORGUNG

Die Begegnungswahrscheinlichkeit erhöht sich, wenn es in der Siedlung oder ihrem Nahraum Orte der Alltagsversorgung gibt, welche die Bewohnerinnen und Bewohner aller Altersgruppen motivieren, zu Fuss in der Nachbarschaft unterwegs zu sein: bspw. ein Quartierladen **H**, ein Coiffeursalon **I** oder eine Bäckerei **W**. «Nachbarn treffen sich erstaunlich oft ausserhalb der Siedlung beim Einkaufen etc.», schreibt Alexander Seifert in seiner Studie (Seifert 2018, S. 22). Zudem scheinen Nachbarn speziell bei einem Zusammentreffen jenseits des geteilten Nahraums der Wohnungen zu einem längeren Austausch animiert zu werden. Gewerbe in der Siedlung ist somit förderlich für die Entwicklung der Nachbarschaft. Dennoch muss das Marktumfeld für den Betrieb stimmen und das Geschäft rentieren.

Erfahrungen zeigen, dass diese Bedingung oft nicht erfüllt werden kann, wenn auf die Siedlungsbewohnerschaft als



Hauptkundschaft gezählt wird. Das Angebot muss der Nachfrage im ganzen Quartier entsprechen.

Ein Laden, ein Restaurant oder auch andere öffentliche Angebote und Dienstleistungen fürs Quartier beeinflussen die Nachbarschaft grundlegend. Sie wird gegen aussen geöffnet und damit grösser. Das hat viele Vorteile, führt aber auch zu zusätzlichen Herausforderungen.

H Monika Bodmer (73), Mieterin
Die Siedlung mit dem Laden und dem Spielplatz ist einer der schönen Orte im Quartier und alle kommen. Am Tag Kinder und die Kundschaft, abends Jugendliche. Wir mussten deshalb ein paar Regeln aufstellen.

Für Kontakte zwischen Nachbarn in unterschiedlichen Lebensphasen eignet sich insbesondere Gewerbe, das auch ausserhalb der Bürozeiten bzw. auch am Samstag oder Sonntag geöffnet hat (bspw. eine Bäckerei). Bauträgerschaften, welche Gewerbe integrieren wollen, sollten früh potenzielle Interessenten finden und in die Planung einbeziehen (V → V S. 11). Räumlichkeiten, die den Bedürfnissen der Gewerbetreibenden nicht entsprechen, finden keine Pächter.

Modelle, in denen Siedlungsbewohnerinnen und -bewohner selbst einen gewerblichen Betrieb führen, sind in der Umsetzung sehr anspruchsvoll. Dazu braucht es Personen, die sich stark verpflichten lassen und die über eine gewisse Fachkompetenz verfügen. Auch arbeitsrechtliche Normen müssen berücksichtigt werden, was leicht zur Überforderung des Bewohnerbetriebs führen kann. Pragmatischere und dennoch gut genutzte Alternativen für die Alltagsversorgung hat man bspw. in der Siedlung Heizenholz **D** und auf dem Hunziker Areal **A** umgesetzt (→ Kasten rechts).

BETREUUNGS- UND PFLEGEINSTITUTIONEN INTEGRIEREN

Tagesstätten für Kinder (Kita) oder ältere Menschen sowie dezentrale Pflegewohngruppen (PWG) ins Gebäude zu integrieren, passt zweifellos zum Konzept einer generationendurchmischten Siedlung **H**, **I**. Generationenverbindend und kontaktstiftend können aber auch geschützte Wohngruppen, betreute Wohnungen und Werkstätten für beeinträchtigte Menschen sowie für Menschen in speziellen Lebenssituationen wirken **A**, **E**, **G**, **I**. In verschiedenen Wohnprojekten übernehmen solche Organisationen Aufträge innerhalb der Siedlung, und ihre Bewohner und Mitarbeiter sind bald bekannte Gesichter. (z.B. → age-stiftung.ch/bruggacher).

BEIPIELE NEUE ZIELE N DER SIEDLUNG

H **Wurmkompost:** Müllsäcke kosten. Entsprechend beliebt ist der neue Wurmkompost beim Gemeinschaftsgarten in der Siedlung. Doch damit der Kompost funktioniert, müssen alle Nutzer gut geschult werden.

A **Tiefkühlanlage:** In der zentralen Tiefkühlanlage können Fächer gemietet werden. Der Energieverbrauch sinkt und es gibt einen neuen Begegnungsort in der Siedlung.

D **Konsumdepot:** Im Konsumdepot kann man sich spontan gegen Bezahlung in Selbstbedienung mit den wichtigsten Lebensmitteln eindecken. Auch Bier, Glacé und Schokolade sind greifbar – für den Notfall. Die Depotverwaltung ist aufwendig, die Nutzung beliebt.

H **Quartierladen:** An der Stirnseite der Siedlung Bergli konnte eine Volg-Filiale integriert werden. Der Laden verfügt auch über Parkplätze und zieht alle Altersgruppen aus dem Quartier an.

I **Bistro:** Das Bistro ist ein Quartier-treffpunkt für ältere Menschen. Auch Angestellte umliegender Firmen und Lehrer der nahen Schule essen dort. Neu ist auch am Samstagabend Betrieb, oft mit einem speziellen kulinarischen Thema.

BEISPIELE FÜR INTEGRIERTE ORGANISATIONEN IN DER SIEDLUNG

H Kita als Dienstleisterin

In der Siedlung Bergli sind eine Kita und eine PWG integriert. Bei der Kita kann man Mahlzeiten bestellen und abholen und an einem Mittagstisch teilnehmen, wo sich Generationen mischen. In der PWG werden auch Personen mit Demenz betreut, weshalb mit Zäunen der Weglaufgefährdung vorgebeugt wird. Spontane Kontakte werden dadurch behindert.

A Betreute Wohnungen und Arbeitsplätze

Die Baugenossenschaft «mehr als wohnen» kooperiert mit 5 Institutionen, die Wohn- und Arbeitsräume mieten: Stiftung Domicil, Jugendwohnnetz, Studentische Wohngensenschaft (Woko), Stiftung Zürcher Kinder- und Jugendwerke (ZKJ) und Stiftung Züriwerk. Das Ziel ist die grösstmögliche Inklusion in und die Teilhabe an der Gesellschaft.

I Betreute Wohnungen und PWG

In der Siedlung Soligänter integriert wurden sowohl betreute Wohnungen für Menschen mit Beeinträchtigung sowie eine PWG, wo auch Menschen mit Demenz leben. Die PWG hat einen direkten Zugang zum Coiffeursalon, der zur Siedlung gehört. Im Bistro mischen sich die Bewohner von PWG und betreutem Wohnen mit den Menschen, die im Quartier wohnen und arbeiten.

LESETIPP ZUM THEMA PFLEGEWOHNGRUPPE IN DER SIEDLUNG

Age-Dossier (2014): Pflegewohngruppen in der Nachbarschaft

Dieses Age-Dossier befasst sich anhand von 4 Projektbeispielen mit der Integration von dezentralen Pflegewohngruppen in Wohnsiedlungen und den Voraussetzungen dafür.

Download unter:
→ age-stiftung.ch/dossier



Für die Planung gilt dasselbe wie für die Gewerbeansiedlung: Lage und Ausbau müssen ebenso stimmen wie die Angebotsnachfrage. Das heisst, potenziell interessierte Organisationen müssen sehr früh im Planungsprozess gefunden und samt ihrer Expertise einbezogen werden (**E** → **E** S. 32 f., 41, 66). Ebenso müssen die Mietbedingungen ausgehandelt werden, da z.B. Tagesstätten erst nach der Aufbauphase kostendeckend arbeiten können (**H** → **H** S. 19).

Bezüglich der nachbarschaftlichen Beziehungen sollte zusammen mit den zukünftigen Betreibern erörtert werden, welche Sichtkontakte und welche spontanen Begegnungen mit den Nachbarn möglich und erwünscht sind und wo bzw. wie diese stattfinden sollen. Auch Sicherheitsaspekte müssen in der Planung berücksichtigt werden. Welche Kontakte und Verbindungen sich zwischen den Anwohnern und den Organisationen entwickeln, hängt von der Betriebskultur und den Menschen innerhalb und ausserhalb der Betreuungsorganisationen ab.

GEMEINSCHAFTSRÄUME

In Wohnprojekten, für welche die Nachbarschaftsentwicklung ein zentrales Anliegen ist, spielen Gemeinschaftsräume eine wichtige Rolle. Viele gemeinschaftlich ausgerichtete Trägerschaften bieten gleich mehrere dieser Räume an und beziehen die Bewohnerschaft in deren Ge-

staltung mit ein (→ S. 48).

Wer Gemeinschaftsräume plant, schafft Raum für Begegnungen. Es sind die Orte, wo Kontakte zwischen Nachbarn aktiv initiiert und organisiert werden können: durch Feste und Veranstaltungen sowie durch regelmässige Aktivitätsangebote oder partizipative Projekte. Dort hat es zudem Platz, um gemeinsamen Interessen nachzugehen (→ S. 62 f.).

Wird ein zentraler Mehrzweckraum an einer stark frequentierten Stelle in der Siedlung positioniert, unterstützt der Gemeinschaftsraum auch spontane und deshalb niederschwellige Begegnungen. Dies gelingt vor allem dann, wenn er teilweise einsehbar ist und über eine direkte Verbindung zum Aussenraum verfügt, bspw. über eine Terrasse. So entstehen Kontaktgelegenheiten. Eine vorbeigehende Person kann feststellen, wer im Gemeinschaftsraum ist. Sie hat dann die Möglichkeit, kurz zu winken und vorbeizugehen oder für einen kurzen Austausch stehen zu bleiben. Je nach Situation kann sie sich sogar anschliessen. (Mehr zur Planung, Gestaltung und zum Betrieb von Gemeinschaftsräumen: → Lesetipp S. 48)

Sind neben dem zentralen Merzweckraum weitere gemeinschaftlich nutzbare Räume vorgesehen, dienen diese meist einem bestimmten Zweck und werden beispielsweise als Werkstatt, als Musikzimmer oder als Fitnessraum genutzt. Diese zweckgebundenen Räume eignen sich

mehr oder weniger für spontane Begegnungen, was bei der Raumzuteilung bedacht werden muss (→ S. 48).

AUSSENRAUM – BEGEGNUNGSRAUM MIT GRENZEN?

Der Aussenraum, der sich von der Siedlung bis ins Quartier erstreckt, ist eine Begegnungszone, an der grundsätzlich alle Bewohner teilhaben. Doch damit sich die Leute im Aussenraum treffen, muss es einen Grund geben, sich dort aufzuhalten. Deshalb ist es wichtig, eine konkrete Nutzung des Aussenraums zu ermöglichen. Ein häufiges Beispiel dafür ist der Spielplatz: In einer generationengemischten Nachbarschaft haben solche Nutzungszonen integrierende Wirkung, jedoch können sie auch trennen und ausschliessen. Ist die Zone klar abgegrenzt, trifft sich dort in erster Linie die Nutzergruppe. Auf unserem exemplarischen Spielplatz treffen sich drei Generationen: Mütter und Väter mit ihren Kindern sowie Grosseltern mit ihren Enkeln. Die gemeinsame Nutzung schafft einen gegenseitigen Bezug und damit die Grundlage für engere nachbarschaftliche und intergenerationale Beziehungen. Die Zweckgebundenheit des Spielplatzes kann jedoch die Begegnung mit anderen Nachbarinnen und Nachbarn verhindern.

Spontane Begegnungen finden dann statt, wenn die Nutzungszone an einer gut frequentierten Stelle liegt. Hier treffen Kin-

der und Erwachsene, die sich auf dem Spielplatz aufhalten, auf die Nachbarn, welche unterwegs sind oder heimkommen. Das sorgt für zusätzliche Begegnungen. Wenn die klare Abgrenzung zum Spielplatz fehlt, überlappen sich auf dem Gehweg die Nutzungszonen. Ältere Menschen können sich dann durch Spielzeug auf dem Weg behindert fühlen und die Eltern oder Grosseltern eventuell von ihrer Aufsichtspflicht abgelenkt werden, wenn sie sich in ein Gespräch verwickeln lassen.

H Simon Gatti, Siedlungsmoderatorin
Auf unserem Flugblatt für die Nachbarschaft stand, dass alle Kinder aus dem Quartier willkommen seien, aber auf kleinere Kinder und ältere Leute Rücksicht nehmen sollten.

Auch die Vermischung mit anderen Nutzungen ist zum Teil wenig zielführend. Ist bspw. die Bank mit der Abendsonne direkt beim Spielplatz installiert, mag das ein bevorzugter Ort für Eltern und Grosseltern sein. Ein Nachbar, der auf dieser Bank verweilen möchte, kann sich dort dagegen bald fehl am Platze fühlen. Entweder weil das Kindergewusel wenig Ruhe aufkommen lässt oder weil er von den Erziehungsberechtigten misstrauische Bli-

cke erntet. Im besten Fall kommt ein Gespräch zu Stande, das die Situation entspannt. Im schlechtesten Fall meidet man sich in Zukunft. Interpretierbares Nebeneinander mit sorgfältig gestalteten Übergangszonen für Begegnungen kann sich für die Nachbarschaftsentwicklung deshalb als fruchtbarer erweisen als ein schwer durchschaubares Ineinander. Bei der Aussenraumplanung generationengemischter Siedlungen ist somit den Übergangszonen zwischen den verschiedenen Nutzungsbereichen besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Sie sollen den Kontakt zwischen den Nutzergruppen nicht unterbinden, aber dennoch die Unterteilung der verschiedenen Bereiche sichtbar machen. Dabei ist es nicht zwingend, dass die konkreten Nutzungen der einzelnen Aussenraumzonen bereits festgelegt werden. Dieser Schritt kann Teil eines partizipativen Prozesses sein, der die Nachbarschaft zusammenbringt (→ S. 49 und S. 59).

D Claudia Thiesen, Projektleiterin und Bewohnerin

Einen Raum, der selbst gestaltet wird, nutzt man eher, als wenn er von der Verwaltung eingerichtet wurde und der vorgibt, was ich dort tun soll. Man sollte dort Freiheiten lassen.

Kristallisationspunkte für Generationenbeziehungen schaffen

3. Beziehung pflegen

Nachbarschaftliche Beziehungen brauchen Kristallisationspunkte. Sie bestehen aus gemeinsamen Bezügen im Wohnumfeld. Bei diesen kann man hauptsächlich zwei Haupttypen unterscheiden: räumliche Nähe einerseits und gemeinsame Interessen andererseits.

Beziehungen lassen sich kaum planen. Zu viel hängt von individuellen Persönlichkeiten und Charakterkonstellationen ab. Was aber in die Planung einfließen kann, sind optimierte Grundlagen, um individuell gestaltete Nachbarschaftsnetzwerke zu entwickeln. Die Zielsetzung: gemeinsame Bezugspunkte im Wohnumfeld für Nachbarn in unterschiedlichen Lebensphasen.

RÄUMLICHE NÄHE ALS BEZUGSPUNKT

Die räumliche Nähe zwischen zwei Wohnparteien setzt an sich schon eine Beziehung voraus, da die eine Partei die Wohnqualität der anderen stark beeinflussen kann – sowohl positiv wie negativ. Entsprechend gestalten sich die gegenseitigen Beziehungen. Dabei ist das Trennende gleichzeitig etwas Verbindendes: Direkte Nachbarn müssen sich implizit oder explizit darüber einig sein, wie man die Grenzen zueinander zieht, wie diese gestaltet sein sollen und welche Regeln dort gelten, wo das nicht möglich ist. Das gilt vor allem für alle jene halböffentlichen Bereiche, die direkt an den privaten Wohnbereich anschliessen.

Gemeinsame Werte und Regeln

Wo keine Einigkeit hergestellt werden kann, leben die Wohnparteien in offenem oder unterschwelligem Konflikt miteinander. Wer in unmittelbarer Nähe zueinander lebt, teilt also eine Vielzahl ungeschriebener Regeln, die oft auf gemeinsamen Werthaltungen beruhen. Nachbarn

aus ähnlichen sozialen Milieus, mit ähnlichen Biografien und Lebensstilen haben deshalb meist wenig Klärungsbedarf. Gemeinsame Regeln müssen eher dort konkret ausgehandelt und formuliert werden, wo sich Nachbarn diesbezüglich unterscheiden. Das kann zur Herausforderung werden, wenn man auf keine gemeinsame Gesprächskultur zurückgreifen kann.

Das mag auf den ersten Blick gegen die direkte Nachbarschaft unterschiedlicher Generationen sprechen. Jedoch zeigen sozial- und politikwissenschaftliche Analysen, dass das Alter in den letzten Jahren nur wenig Einfluss auf die Werthaltungen der einzelnen Einwohnerinnen und Einwohner der Schweiz ausübt. Die Generationenzugehörigkeit ist somit kein Hindernis, um sich in den Grundlagen des Nebeneinanderlebens einig zu sein.

Reibungsflächen sind Kontaktflächen

«Dass Menschen in unterschiedlichen Lebensphasen unterschiedliche Bedürfnisse und Ansprüche haben, ist eine Binsenweisheit. Wie man damit umgeht, lernen die Allermeisten in der Familie, während der Ausbildung und im Beruf. Diversität ist aber nicht per se ein Problem», so Nina Schneider, Projektleiterin und Bewohnerin in der Genossenschaft Kalkbreite, im Gespräch mit dem Autor. «Diversität ist vielmehr ein Erfolgsfaktor für Nachbarschaft, denn Unterschiedlichkeit fördert Respekt und Tolleranz. Viel konfliktiver ist der Gleichheitsanspruch. Wenn man sich

zu ähnlich ist, streitet man sich plötzlich über Kleinigkeiten. Wer bewusst in ein generationengemischtes Wohnumfeld zieht, ist sich der Vielzahl von unterschiedlichen Bedürfnissen in der Nachbarschaft bewusst und nimmt es in Kauf, sich mit anderen Lebensgewohnheiten auseinanderzusetzen – empfindet dies oft auch bereichernd.» Reibungsflächen sind also Kontaktflächen. Sie sind Teil dessen, was Generationenwohnen erreichen kann und soll: Inklusion.

F Susanna Besset (69), Bewohnerin
Meine Wohnung liegt zwischen Familienwohnungen, auf der Laube herrscht darum Betrieb. Es ist für mich eine grosse Bereicherung, dass ich ein Teil davon bin.

Aufeinander angewiesen

Direkt benachbarte Wohnparteien haben ein hohes Interesse daran, eine gemeinsame Grundlage zu finden, nicht nur, weil man sich täglich begegnet. Man ist aufeinander angewiesen, denn einerseits ist die persönliche Intimsphäre gegenüber direkten Nachbarn verletzlich. Man muss sich auf die Respektierung der Grenzen und auf gegenseitige Diskretion verlassen können. Die räumliche Nähe macht andererseits die gegenseitige Unterstützung sehr unkompliziert und niederschwellig.



B Nina Schneider, Mieterin und Partizipationsverantwortliche

Hier gibt es viele Möglichkeiten, um sich zu begegnen und zu beteiligen. Dennoch ist zwischen Nachbarn vom selben Flur oder Treppenhaus die Vertrautheit und Verbindlichkeit stärker.

Eine einzigartige Rolle

Direkten Nachbarn kommt eine einzigartige Rolle im sozialen Netzwerk zu. Während für regelmässige Unterstützung oder grössere Hilfeleistungen Familienmitglieder und Freunde Priorität haben, werden für kleine, oft auch spontane Hilfen im Haushalt die Nachbarn angefragt (→ S. 18 ff.). Beispielsweise ist die zeitweilige Versorgung von Pflanzen, Tieren und manchmal auch Kindern klar eine Hilfeleistung, die zur Domäne der informellen Nachbarschaftshilfe gehört. Für haushaltsnahe Unterstützung sind die Nachbarn die «günstigste» Quelle. Der geringe Aufwand senkt auch die Hemmschwelle, um Hilfe zu bitten. Direkte Nachbarn (wenn auch nicht alle) gehören mitunter oft auch zum engen Kreis derer, die in Abwesenheit des Bewohners private Räumlichkeiten betreten dürfen. Die Nutzung dieser Ressourcen setzt aber ein intaktes und gesundes Vertrauensverhältnis zwischen den nächsten Nachbarn voraus (→ S. 19).

Altersunterschied als Vorteil

Gerade für spontane oder temporäre Unterstützung sind direkte Nachbarn in verschiedenen Lebensphasen hilfreich. Unterschiedliche Alltagsstrukturen, die sonst eher als hemmend für nachbarschaftliche Beziehungen gelten, sind bei direkten Nachbarn auch ein Vorteil. Wenn in den Schulferien alle Familien in den Ferien sind, ist der pensionierte Nachbar dennoch zu Hause und verfügbar, um den Goldfisch vor dem Hungertod zu bewahren. Wenn es zu Bürozeiten einen Wasserschaden in der Wohnung gibt, bemerkt die Rentnerin im unteren Stockwerk das Problem und besitzt vielleicht den Wohnungsschlüssel, um Schlimmeres zu verhindern, und die Kontaktdaten, um den Wohnungsbewohner zu erreichen. Die Beispiele zeigen auch: In der direkten Nachbarschaft ist die Hilfe von Alt zu Jung keineswegs eine Seltenheit.

Gegenseitige Abgrenzung

Die hohe und spontane Verfügbarkeit dank räumlicher Nähe bedarf aber auch einer gegenseitigen Abgrenzung. Was informelle Nachbarschaftshilfe leisten kann und soll, scheint deshalb zum Common Sense zu gehören: Punktuelle und temporäre Unterstützung gehört dazu, regelmässige Unterstützung oder gar Pflege in der Regel nicht. Das ist besonders bei explizit intergenerationellen Wohnprojekten zu betonen. Dass Nachbarn sich über längere Zeit regelmässig im Haushalt oder mit Betreuungsaufgaben unterstüt-

zen, kann durchaus vorkommen. Aber es sollte nicht vorgängig versprochen, erwartet oder vorausgesetzt werden, vor allem nicht durch Drittparteien wie Träger-schaften.

B Nina Schneider, Mieterin und Partizipationsverantwortliche

Wenn jemand sagt: «Ich will später nie ins Pflegeheim. Was bietet ihr als Ersatz?», muss ich sagen: «Gar nichts.» Wir bieten ein Setting, in dem man sich ohne grossen Aufwand an der Siedlungsgemeinschaft beteiligen kann.

Anteil durch Nähe

Unmittelbare Nähe unterschiedlicher Generationen beim Wohnen ist somit ein sehr starker gemeinsamer Bezug.

B Nina Schneider, Mieterin und Partizipationsverantwortliche

Die Vermietungskommission achtet auf die Altersdurchmischung in den Stockwerken. Für die Siedlung hat das Vorteile.

Altersunabhängig kann er die Grundlage für eine gute und oft auch enge nachbar-

LESETIPP ZUM THEMA GARTEN

Im Förderprojekt «Grünräume für die zweite Lebenshälfte» wurden Wohnprojekte analysiert, bei denen der Garten für das Zusammenleben der Menschen eine Rolle spielt (Informationen, Ergebnisse und Materialien: → age-stiftung.ch/gruenraeume). Auf dieser Grundlage entstand das Buch «Gartenleben im Alter» von Petra Hagen Hodgson und Peter Eberhard. Es führt in 66 Schritten durch den Prozess hin zum Gemeinschaftsgarten: von der Idee über die Planung bis zur Nutzung und Pflege. 16 Arbeitsblätter unterstützen auf praktische Art und Weise jene Leserinnen und Leser, die ein solches Projekt in Angriff nehmen möchten. Zudem geht das Buch der Frage nach, welche Bedeutung der gemeinschaftlichen Gartennutzung zukommt und wie sie sich auf die Ästhetik des Gartens auswirkt. → haupt.ch



schaftliche Beziehung bieten. Er schafft genau das, was man sich vom Generationenwohnen verspricht: Man nimmt Anteil am Leben der anderen.

Wie aktiv die gegenseitige Anteilnahme ist, hängt vom persönlichen Verhältnis der Nachbarn ab und kann nicht geplant werden. Da die direkte Nachbarschaft aber meist mehrere Parteien bzw. Personen umfasst, ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass jemand in der unmittelbaren Nähe wohnt, mit dem sich eine gute Beziehung aufbauen lässt.

INTERESSEN UND AUFGABEN ALS GEMEINSAMER BEZUG

Bei Nachbarn aus anderen Stockwerken, Gebäudetrakten, Häusern oder aus dem Quartier fehlt die unmittelbare Nähe als gemeinsamer Bezug. Es braucht also eine andere gemeinsame Basis für die nachbarschaftliche Beziehung. Dazu gehören gemeinsame Interessen, Aufgaben oder Pflichten. Sie schaffen einen Kristallisationspunkt, an dem sich engere Nachbarschaftsbeziehungen entwickeln können: Wer gemeinsame Erfahrungen teilt, kann sich auf Augenhöhe über ein verbindendes Thema austauschen, sich sogar gegenseitig bestärken oder unterstützen.

Unterschiede als Herausforderung

Die Herausforderung ist, optimale Grundlagen bereitzustellen, damit solche gemeinsamen Bezugspunkte altersunabhängig entstehen können. Diese können sich

in unterschiedlichen Bereichen des Alltags manifestieren.

A Textauszug → S. 48

Die Vielfalt wird als Bereicherung wahrgenommen. Unterschiedliche Interessen, Erfahrungshintergründe und Lebensvorstellungen gelten aber auch als Hindernisse für gemeinsame Zielsetzungen.

Betreuungsaufgaben: Kinder und Tiere

In der generationengemischten Siedlung ist die Kinderbetreuung ein zentrales Thema, das die Generationen miteinander verbindet. Grosseltern, Eltern und Kinder treffen und mischen sich im Aussenraum, die Betreuungspersonen helfen sich spontan und zum Teil sogar regelmässig aus. Gleichzeitig ist Kinderbetreuung auch eine mit hoher Verantwortung beladene Aufgabe – und sie ist nicht von Dauer. Bereits mit Beginn der Schulpflicht ändern sich die Betreuungsaufgaben vieler Grosseltern. Wenn der gemeinsame Bezug verschwindet, bleiben jene Beziehungen, die unabhängig von der Betreuungsaufgabe weiterhin gepflegt werden.

Dort, wo Kinder keine bestimmte Zone in der Siedlung zugewiesen bekommen, sind sie überall unterwegs und erschliessen sich ihre Umwelt selbstständig. Ihre unvoreingenommene Art macht sie zu Bot-

schaftern in der generationengemischten Nachbarschaft. Ob sie willkommen sind oder nicht, ist für Kinder in der Regel sekundär. Das achtsame Auge der Nachbarn ist von Eltern durchaus erwünscht, darf aber (von beiden Seiten) auch in der generationengemischten Siedlung nicht überstrapaziert werden. Achtsamkeit ist nicht mit Betreuung gleichzusetzen.

Ebenfalls mit Betreuungsaufgaben verbunden ist die Haustierhaltung. Sind Tiere in der Siedlung erlaubt, können sie zu nachbarschaftlichen Beziehungen zwischen den Generationen beitragen. Bspw. treffen sich die «Hündeler» jeden Alters auf ihren routinierten Spaziergängen, während Katzen anderweitig für Gesprächsstoff sorgen und in der Ferienzeit durch (oft pensionierte) Nachbarn betreut werden müssen – wie andere Haustiere auch. So wird selbst der apathische Goldfisch zum intergenerationellen Beziehungspender.

Generationenverbindende Hobbies

Individuelle Interessen und Hobbies können zwischen Nachbarn unterschiedlichen Alters einen gemeinsamen Bezug herstellen. So können Gartenprojekte arbeitsteilig besser gepflegt werden und die Erfahrung der älteren Menschen erhält Wertschätzung. Ähnliches gilt für Handwerksarbeiten, wo man neben Erfahrung auch Material und Werkzeuge teilen kann.

G Christa Schönenberger, Siedlungskordinatorin

Einige Junge haben null

Ahnung vom Gärtnern. Sie finden super, dass die Älteren ihr Wissen teilen, ohne schulmeisterlich zu sein.

Generationenübergreifender Bedarf

Diese Beispiele zeigen zudem, dass mit geteilten Interessen oft ein gemeinsamer Bedarf einhergeht, den man zusammen günstiger decken kann. Sei es bezüglich einer Hobbyraummiete oder der Anschaffung von Werkzeug oder Fitnessgeräten, sei es im Haushalt. Wer gemeinsam einkauft und sich zum Essen zusammenfindet, kann – wie im Grosshaushalt der Siedlung Kalkbreite **B** – sogar gemeinsam eine Köchin engagieren.

Generationenverbindende Werte

Gemeinsame Interessen entstehen auch dort, wo man altersunabhängig gemeinsame Grundhaltungen und Werte teilt. In Wohnprojekten, die beispielsweise ökologische oder nachhaltige Zielsetzungen verfolgen, verfügen die Bewohnerinnen und Bewohner ungeachtet ihrer Lebensphase über einen konkreten gemeinsamen ideellen Bezug. Die gelungensten intergenerationellen Wohnprojekte sind deshalb oft jene, bei denen die Generationenfrage bei der Gestaltung des Zusammenlebens nur die zweite Geige spielt.

Gemeinschaftliche Aufgaben teilen

In vielen gemeinschaftlich ausgerichteten Wohnprojekten verwaltet die Bewohner-schaft ihre Siedlung selbst oder ist zumindest an Verwaltung und Unterhalt beteiligt. Damit wird die Siedlung selbst zum gemeinsamen Interesse, das die Nachbarn aus allen Altersgruppen dazu verpflichtet, zusammenzuarbeiten. So entstehen persönliche Verbindungen zwischen Alt und Jung und eine gemeinsame Identität als arbeitsteilige Hausgemeinschaft.

Unterschiedliche Beteiligungsvorlieben

Verschiedene selbstverwaltete und generationengemischte Wohnprojekte zeigen, dass bei regelmässigen Unterhalts- und Organisationsaufgaben die Hauptlast oft durch die Personen im gesunden Rentenalter getragen wird. Jüngere Wohnparteien sind dagegen eher für Projekte zu gewinnen, die ein zeitlich klar begrenztes Engagement erfordern (vgl. Emmeneger 2017).

Gelegenheiten und Räume schaffen

Trägerschaften können das Teilen von Aufgaben und Interessen nicht verordnen. Aber sie können das Entstehen gemeinsamer Bezüge fördern: Erstens durch das Schaffen von Räumen und Gelegenheiten, wo Nachbarn sich kennenlernen und so Gemeinsamkeiten entdecken können. Das ist für generationenübergreifende Nachbarschaftsbeziehungen eine besondere Herausforderung. Dafür stehen partizipative Instrumente zur Verfügung,

mit welchen sich die Bewohnerinnen und Bewohner in die Siedlungsgestaltung einbeziehen lassen (→ S. 57, 59). Aber auch kleinere Gemeinschaftsprojekte, Aktivitäten, Veranstaltungen und Feste mit hoher Beteiligung können Gemeinsamkeiten zum Vorschein bringen. Eine gute Moderation kann dies unterstützen.

C C. Stampfli, Eigentümervertreterin

Wir haben offengelassen, für was die Räume gebraucht werden, und abgewartet, welche Leute mit welchen Bedürfnissen einziehen.

Zweitens braucht es ein Bewusstsein dafür, dass gemeinsame Interessen nur aus dem individuellen Interesse heraus erwachsen können. Für die Planung und den Betrieb bedeutet das, dass eine Generationensiedlung viele individuelle Beteiligungsmöglichkeiten zulassen muss – nicht nur im privaten, sondern auch im halböffentlichen Raum. Für die einzelnen Siedlungsbewohnerinnen und -bewohner muss es attraktiv sein, ihre Interessen im Kontext der Nachbarschaft, also innerhalb der Siedlung und des Quartiers, mit anderen zu teilen. Es lohnt sich deshalb, Nutzungsräume in der Planung vorzusehen und die konkrete Ausgestaltung später unter Einbezug der Bewohnerschaft vorzunehmen. (→ Lesetipp S. 46)

–

LESETIPP ZUM THEMA GEMEINSCHAFTS- RÄUME FÜR ALLE GENERATIONEN

Age-Dossier (2015) Gemeinschafts- räume für alle Generationen

Nutzungsziele für Gemeinschaftsräume müssen bereits in Planung und Bau berücksichtigt und später durch ein Betriebs- und Verwaltungskonzept gestützt werden. Das Heft zeigt, wo dabei Weichen gestellt und welche betrieblichen Möglichkeiten genutzt werden können. Besonderes Augenmerk gilt der Nutzung durch ältere Menschen. Zum Age-Dossier gehört auch eine handliche Planungshilfe, die vom Architekten und Gerontologen Felix Bohn entwickelt wurde.

Download unter:
→ age-stiftung.ch/dossier



RÄUME FÜR GEMEINSCHAFTLICHE UND GEMEINSAME NUTZUNG

Zentrale Mehrzweckräume

Zentral gelegene, grosse (mit Vorteil unterteilbare) Gemeinschaftsräume bieten Raum für Nachbarschaftstreffen mit vielen Teilnehmern. Sie eignen sich ebenso für traditionelle Siedlungsfeste wie für regelmässige Kaffeetreffen und andere Zusammenkünfte. Mit der richtigen Ausstattung erlauben solche Mehrzweckräume etliche Aktivitäten, die keine fixen Installationen benötigen. Mit einem direkten Zugang zum Aussenraum und verschliessbaren Zugängen zu den Wohngebäuden können sie auch als Treffpunkt fürs Quartier genutzt werden.

Beispiele: **D**, **H**, **J**, **F**

Gestaltbare Gemeinschaftsräume und kleine Hobbyräume

Damit gemeinsame Nutzung auf Basis gemeinsamer Interessen entsteht, müssen verschiedene Raumtypen bereitgestellt werden, da unterschiedliche Nutzungen nach unterschiedlichen Rahmenbedingungen verlangen: Dazu gehören z.B. Räume, die sich akustisch gut von den Wohnungen abschirmen lassen (bspw. für Musik, Handwerk, Multimedia) oder Nassräume mit guter Luftzirkulation (bspw. Töpferei, Aquarien- bzw. Terrarienräume, Fitnessräume, Sauna). Ohne die gemeinschaftlich nutz- bzw. mietbaren Räume bereits einem bestimmten Zweck zuzuordnen, ist es hilfreich, konkrete Nutzungsmöglichkeiten auszuloten (und als Vorschläge zu kommunizieren). Beispiele: **A**, **W**

Aussenraum

Auch im Aussenraum sorgen gestaltbare Flächen für gemeinsame Bezüge mittels geteilter Interessen. Auch hier gilt: Akustik, Sichtbezüge, die Nähe zu Privatbereichen von Bewohnenden und – für generationengemischte Siedlungen besonders wichtig – Zugänglichkeit sind bei der Einplanung von Nutzungsflächen im Aussenraum zu berücksichtigen. Je nach Nutzungsabsicht sind Aussenzonen unterschiedlich geeignet. Speziell erwähnt seien hier Innenhöfe, die sich als Begegnungsort der Generationen anbieten. Doch verstärken sich Geräusche wie im Amphitheater, werden über kurz oder lang Nutzungszeiten und -regeln eingeführt und kontrolliert werden. Beispiele:

A, **D**, **G**, **H**, **M**

Partizipative Planung? Wie viel braucht's?

Einige gemeinschaftlich orientierte Wohnprojekte beteiligen potenzielle Mieter bereits in der Planungsphase an der Gestaltung ihres zukünftigen Wohnumfelds. Doch auch punktuelle Beteiligungsmöglichkeiten können bereits den Grundstein für spätere Nachbarschaftsbeziehungen legen.

Partizipationsprozesse in der Planungsphase können sich für Trägerschaft und für die Mieterschaft in spe gleichermaßen als aufwendig entpuppen. Aber sie tragen Früchte: Die meisten Beteiligten sind überzeugt, dass der frühe Einbezug zu engen nachbarschaftlichen Banden geführt hat. Nicht nur, weil man zusammen Leitbilder, Betriebs- und Nutzungskonzepte ausgehandelt hat, sondern auch, weil es in partizipativen Prozessen zu Fluktuationen in der Gruppe kommt. So werden Differenzen zwischen den Erwartungen geschmälert und die gemeinsamen Werte gewinnen an Schärfe.

F Textauszug → **F** S. 5

Die Fluktuation der Teilnehmenden bei der Planung förderte ein offenes, tolerantes Klima, von dem nun die Hausgemeinschaft und alle, die dazustossen, profitieren.

Für die Mitgestaltung zukünftiger Bewohnerinnen und Bewohner in der Planungsphase eignen sich generell Themen, die das spätere Zusammenleben betreffen (bspw. Freiräume, Nutzungen, Wohnformen, Organisation etc. **D** → **D** S. 21).

Gemeinsame Erlebnisse verbinden

Es sind nicht zuletzt die geteilten Erfahrungen im partizipativen Prozess, die einen gemeinsamen Bezug schaffen und

die Nachbarn enger zusammenbringen. Deshalb erweisen sich bereits punktuelle und pragmatische Partizipationsmöglichkeiten vor dem Einzug als hilfreich für die spätere Nachbarschaftsentwicklung.

T Christoph Grupp, Vorstand Genossenschaft

Die, welche schon vor dem Bezug bei den Versammlungen mitgemacht haben, prägen die Siedlung bis heute am stärksten.

Ein gemeinsames Erlebnis, eine Veranstaltung oder ein Projekt, wie bspw. der Bau einer Trockenmauer durch die zukünftige Bewohnerschaft **O**, verbindet. Durch die gemeinsame Erfahrung ziehen die Nachbarn später als Gruppe und nicht nur als einzelne Wohnparteien ein. Man sieht sich wieder – das macht einen Unterschied, insbesondere für Nachbarn in unterschiedlichen Altersphasen, die im Wohnalltag wenig Schnittstellen haben.

Junge und Betagte untervertreten

Partizipative Ansätze sind unabhängig vom Alter der Beteiligten sinnvoll für die Nachbarschaftsentwicklung. Gewisse Altersgruppen werden damit aber kaum erreicht. Für viele junge Erwachsene sind die Lebensumstände zu dynamisch, um sich einer detaillierten Auseinandersetzung mit dem zukünftigen Wohnumfeld

zu widmen. Sie haben bezüglich ihrer Wohnsituation meist einen kürzeren Zeithorizont als die Älteren. Auch Personen im höheren Rentenalter beteiligten sich unterdurchschnittlich an partizipativen Prozessen. Das kann an der geringeren Nachfrage in diesem Alterssegment liegen oder an fehlenden Ressourcen für das Engagement in langen und aufwendigen Beteiligungsprozessen.

Die Bedürfnisse von morgen

Altern ist ein unaufhaltsamer Prozess. Das darf man bei der partizipativen Planung und Gestaltung generationengemischter Wohnumfelder nicht vergessen, auch wenn bestimmte Altersgruppen nicht anwesend sind – bspw. die Jugendlichen, zu denen sich die «Spielplatzkinder» der Planungsgegenwart in wenigen Jahren entwickeln werden. Auch sie brauchen «altersgerechte» Räume.

E I. Riedweg, Co-Präsident Hausverein
Einen grossen Waschsalon haben wir zum Jugendraum auf Probe umfunktioniert.

Auch die stark engagierten Personen im frühen Rentenalter kommen irgendwann ins fragilere Alter. Vielen umsetzungsstarken Seniorinnen und Senioren fällt es jedoch nicht leicht, sich mit den Bedürfnissen eines zukünftigen vulnerablen Ichs auseinanderzusetzen.

–

Durchmischungsziele – Wohnungsmix und Vermietung

Viele Generationenwohnprojekte setzen sich Durchmischungsziele, die mehr oder weniger verbindlich verfolgt werden. Um eine Altersdurchmischung zu erreichen, muss vieles stimmen: neben Preis, Wohnungsgrösse und Lage auch Vermietungspraxis und Kommunikation.

Die Chancen, eine gute Altersdurchmischung zu erreichen, sind je nach Projektgrösse und -standort höchst unterschiedlich. So stellt die traditionsreiche Zürcher Genossenschaft ABZ fest: «Je kleiner die Siedlung, umso schwieriger wird es, eine Durchmischung bezüglich Haushaltsformen zu realisieren.» (ABZ-Forum 19/4)

In den Städten, wo die Nachfrage nach Wohnraum hoch ist, lassen sich Durchmischungsziele einfacher erreichen, da oft unter verschiedenen Bewerbungen selektiert werden kann. Andernorts ist die Gefahr kostspieliger Leerstände deutlich höher und Durchmischungsziele müssen hintenanstehen.

Kleine oder günstige Wohnungen?

Doch auch in den Städten muss das Wohnungsangebot stimmen, damit alle gewünschten Altersgruppen als zukünftige Bewohnerinnen und Bewohner gewonnen werden können. Wie viele grosse und wie viele kleine Wohnungen braucht es, damit eine gute Altersdurchmischung im Haus oder in der Siedung entsteht?

I Peter Fehrlin, Vorstand Genossenschaft

**Heute würden wir mehr
Kleinwohnungen planen.**

In den Projekten herrscht Einigkeit darüber, dass es genügend Kleinwohnungen braucht. Ein Mangel daran wird als Haupt-

grund angeführt, wenn weniger ältere Mieterinnen und Mieter eingezogen sind als vorgegeben. Die Nachfrage sei bei älteren Menschen gross, da man sich verkleinern wolle. Die Attraktivität der Kleinwohnungen kann aber oft in erster Linie auf die günstigeren Wohnkosten zurückgeführt werden. Besonders in Einpersonenhaushalten mit niedrigerem Einkommen – und dabei handelt es sich oft um ältere Frauen – absorbieren die Wohnkosten einen Grossteil des Einkommens (Age Report IV, S. 66).

D Claudia Thiesen, Projektleiterin und Bewohnerin

Es braucht ein breites Angebot, weil ältere Menschen genau wie jüngere unterschiedliche Biografien haben und in unterschiedlichen Konstellationen wohnen.

Natürlich gibt es auch Rentnerhaushalte mit komfortablem Einkommen, die sich auch grössere und teurere Wohnungen leisten können. Bei dieser Zielgruppe stehen solche Mietwohnungen aber oft in Konkurrenz zum Eigentumswohnungsmarkt, denn in den frühen Pensionsjahren werden vermehrt Erbschaften angetreten und in Wohneigentum investiert.

Lebenssituation statt Altersgruppe

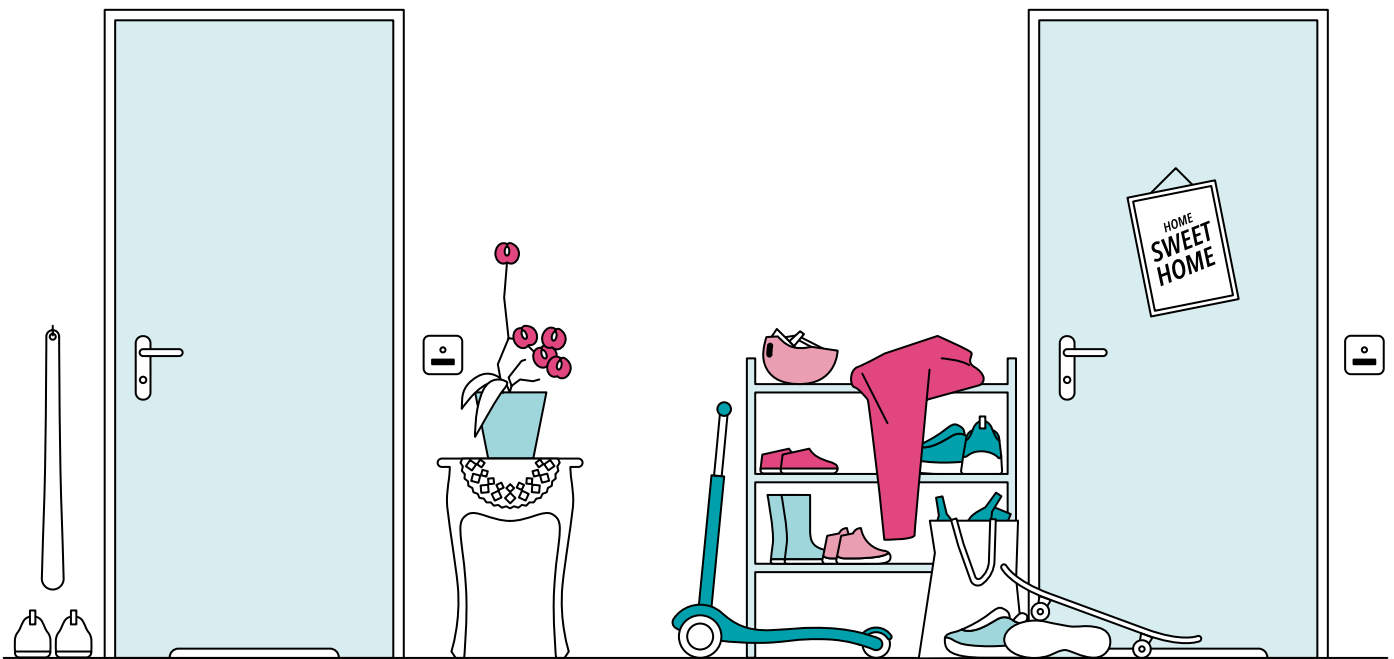
Doch solche Feststellungen lassen nur

wenig Schlüsse auf den idealen Wohnungsmix für generationengemischte Siedlungen zu. Welche Zimmerzahl, welcher Grundriss, welche Lage und welche Preise auf Interesse stossen, ist weniger eine Frage des Alters als eine Frage der Haushaltssituation sowie der persönlichen Vorlieben und Ressourcen. Entsprechend wird mit einer Vielfalt an Wohnungstypen auch eine Vielfalt an Menschen erreicht, die sich auch – aber nicht nur – im Alter unterscheiden. Wer Wohnungen in generationengemischten Siedlungen plant, orientiert sich deshalb besser an möglichen Lebenssituationen als an Altersgruppen.

Frühe Kommunikation

Wichtig für eine gute Altersdurchmischung in Neubauprojekten ist die zielgerichtete und frühe Kommunikation. Für ältere Menschen ist die frühe Information über das Wohnangebot entscheidend, da bis zum Umzugsentscheid oft ein längerer Entscheidungsprozess durchlaufen wird. Deshalb ist auch die Kommunikation von klaren Terminen wichtig.

Trägerschaften weisen bereits in dieser frühen Informationsphase auf die Vorteile des Wohnangebots für Menschen in den späten Lebensphasen hin: Hindernisfreie und altersgerechte Bauweise, gute Erschliessung oder die Nähe von Alltagsversorgung und altersspezifischen Angeboten – und natürlich das generationengemischte Wohnumfeld. Das ist sinnvoll.



Gleichzeitig ist Achtsamkeit geboten: Wird in der ersten Kommunikationsphase ausschliesslich auf die Vorteile fürs Wohnen im Alter fokussiert und der Generationenaspekt quasi als informelle Unterstützungsdienstleistung im Rahmen von Nachbarschaftshilfe beworben, dann wird in der öffentlichen Wahrnehmung das Bild eines Alterswohnprojekts geprägt. Dieses Image nachträglich zu revidieren, ist nicht leicht und es wirkt sich auf die Durchmischung bei der Vermietung aus, bspw. durch eine geringe Nachfrage bei Familien und bei Personen im gesunden Rentenalter.

Die passenden Kommunikationsmittel

Wer eine durchmischte Siedlung will, muss mit dem Wohnangebot unterschiedliche Zielgruppen erreichen. Entscheidend ist deshalb die Wahl der Kommunikationsmittel. Bei der früh einsetzenden Öffentlichkeitsarbeit lassen sich ältere Interessenten und Interessentinnen beispielsweise über traditionell lokal verankerte Medien, Vereine und Netzwerke erreichen. Ebenso ist diese Zielgruppe bei Informationsveranstaltungen überdurchschnittlich gut vertreten, und auch persönliche Netzwerke und Angehörige können eine entscheidende Rolle beim Umzugsentscheid spielen.

A Textauszug → **A** S. 47

Mund-zu-Mund-Werbung funktioniert schon heute:

Ältere Menschen ziehen zu ihren Kindern, die bereits im Hunziker Areal wohnen.

Auch digitale Medien eignen sich, sollten aber mit analogen Kommunikationsmassnahmen ergänzt werden. Zwar schliesst sich der digitale Graben zwischen den Altersgruppen zusehends, aber noch ist er spürbar, und die Kommunikation übers Web schliesst bestimmte soziale Gruppen immer noch aus, bspw. Alleinstehende ohne Angehörige oder ältere Menschen mit Migrationshintergrund (vgl. Age Report IV, S. 205 f.).

Was für die Öffentlichkeitsarbeit gilt, trifft auch auf den Bewerbungs- bzw. Vermietungsprozess selbst zu. Das wurde bspw. auch der Baugenossenschaft «mehr als wohnen» bewusst: Das Online-Bewerbungsverfahren war als Vereinfachung gedacht und sollte zur sozialen Durchmischung beitragen. Die Online-Bewerbung grenzte aber einen Teil der Seniorinnen und Senioren aus. Deswegen wurden Sprechstunden angeboten, in denen Freiwillige die älteren Interessentinnen und Interessenten direkt am Computer durch den Bewerbungsprozess begleiteten.

Zielgruppe höheres Rentenalter

Wenn man Generationenwohnprojekte mit Familienwohnungen vergleicht mit altersdurchmischten Wohnprojekten für die nachfamiliäre Phase (auch als 50-Plus-Projekte bekannt), zeigt sich, dass erstere

eher Schwierigkeiten haben, Mieterinnen und Mieter im hohen Rentenalter zu finden, während sich die nachfamiliär ausgerichteten 50-Plus-Wohnprojekte nach dem Erstbezug oft als 70-Plus-Siedlungen entpuppen. Auch dieses Phänomen mag eine Auswirkung der erwähnten Kommunikationsmechanismen sein. Vielleicht spiegelt sich darin auch der Umstand, dass Personen mit Einschränkungen den Generationenaspekt beim Wohnen weniger gewichten und eine grössere Akzeptanz für altershomogene Wohnumfelder aufweisen. Solche Menschen sind bereits durch altersbedingte Einschränkungen betroffen und setzen beim Umzug andere Prioritäten als Personen im gesunden Rentenalter. Zudem muss sich jede Trägerchaft die Frage stellen, ob im gemeinschaftlich ausgerichteten Generationenprojekt, das nicht selten einen starken Beteiligungsanspruch und Familienfokus hat, alte Personen mit Einschränkungen sich als Nachbarn willkommen fühlen dürfen.

D Claudia Thiesen, Projektleiterin und Bewohnerin

Familienbedürfnisse werden in der Aussenraumplanung oft stark akzentuiert, während ältere Menschen dabei keine starke Stimme haben.

Durchmischung sicherstellen – Mindestbelegung und Wiedervermietung

Ein generationengemischtes Wohnumfeld verändert sich laufend. Haushalte wachsen und schrumpfen. Bekannte Nachbarn ziehen aus, weil die Wohnung zu klein oder zu gross wird. Neue Nachbarn ziehen ein. Die Altersdurchmischung nachhaltig zu sichern, ist eine Herausforderung.

Mit den Bewohnerinnen und Bewohnern verändert sich auch das Wohnumfeld: Von den gesunden Rentnern werden einige zu fragilen Personen, Kinder werden zu Jugendlichen, Familienhaushalte werden zu Paarhaushalten, Paarhaushalte zu Single-Haushalten.

Belegungsvorschriften

Während eine Haushaltsvergrößerung zwangsläufig nach einer grösseren Wohnung verlangt, führt eine Haushaltsverkleinerung nicht zwingend zum Umzug in eine kleine Wohneinheit. Deshalb existieren vor allem bei genossenschaftlichen Wohnanlagen Vorschriften zur Mindestbelegung bspw. mit einer Formel wie: «Bewohnerminimum = Anzahl Zimmer -1» Die Unterbelegung kann mit einer Erhöhung der Mietkosten sanktioniert werden oder es wird eine Umzugsfrist gesetzt, wobei bei grösseren Genossenschaften oft Ersatzwohnungen angeboten werden. Belegungsvorschriften können viel zur nachhaltigen Altersdurchmischung einer Siedlung beitragen. Jedoch tangieren sie bestehende Nachbarschaftsbeziehungen, die für Personen im hohen Rentenalter wichtig sind. Das gilt besonders in Situationen der Verwitwung oder Trennung, welche zu einer Unterbelegung führen können. In einer Phase grosser Verunsicherung kommt der absehbare Verlust der Wohnung samt ihrem nahen Beziehungsnetz zur Unzeit.

A Anna Haller, Partizipationsverantwortliche.

Bei Unterbelegung bekommt man zweimal eine kleinere Wohnung angeboten. Lehnt man ab, muss man gehen. Älteren Menschen macht diese Vorstellung Angst.

Leerstände vs. Durchmischungsziele

In Regionen mit erhöhtem Leerstandrisiko können sich als Generationensiedlungen konzipierte Siedlungen verjüngen, da jüngere Mieterinnen und Mieter eine höhere Wohnmobilität aufweisen und Wohnangebote schneller annehmen. Die Bereitschaft, Leerstände in Kauf zu nehmen, um auf ältere Mieterinnen und Mieter «zu warten», ist nur begrenzt vorhanden und nur über eine begrenzte Zeit vertretbar. In solchen Mietwohnungsmärkten werden sogar Alterssiedlungen spontan zu Generationensiedlungen.

Persönlicher Kontakt und Vernetzung

Während bei der Erstvermietung die frühe Öffentlichkeitsarbeit der Schlüssel zur Zielgruppe der älteren Mietinteressentinnen und -interessenten ist, hilft bei der Wiedervermietung eine gute Vernetzung der Trägerschaft. Es braucht einen guten Kontakt insbesondere zu den älteren Mieterinnen und Mietern und ihren Angehörigen (beispielsweise durch eine in der Siedlung eingesetzte Kontaktperson), so

dass Umzugspläne schon früh bekannt sind. Auf der anderen Seite sind Kontakte zu Organisationen im Feld der Altersarbeit hilfreich. So gewinnt man in der Wiedervermietung Zeit und öffnet Zugänge zur Zielgruppe. Ältere Mietinteressenten schätzen zudem eine persönliche Ansprechperson, die man bspw. für eine nochmalige Wohnungsbegehung oder bei Fragen und Unsicherheiten kontaktieren darf. Diese Rolle können auch ausgewählte Bewohnerinnen oder Bewohner übernehmen oder zumindest ergänzen. Sie können Interessierten erzählen, wie sich der Alltag in der Siedlung gestaltet und bieten so eine Projektionsfläche für die zukünftige Wohnsituation. Bereits dieser erste persönliche Kontakt vor Ort schafft Sicherheit und kann zum Umzugsentscheid beitragen. Dies zumindest zeigen die Erfahrungen aus Alterswohnprojekten, die auch auf altersgerecht ausgebauten Generationensiedlungen übertragen werden können.

–

Fördern im Betrieb

Wie kann man Generationenkontakte im Wohnalltag fördern?

Wo finden Generationenkontakte in der Siedlung statt?

Verzögert die altersdurchmischte Siedlung einen altersbedingten Heimeintritt?

Wie bringt man die Leute dazu, sich an Aktivitäten und Angebote zu beteiligen und Angebote zu nutzen?

Wer soll sich um die Generationenkontakte in der Siedlung kümmern?

Interessieren sich die Jüngeren überhaupt für ihre älteren Nachbarn?

Was nützt eine professionelle Begleitung der Nachbarschaftsentwicklung?

Brauchen generationengemischte Siedlungen eine organisierte Nachbarschaftshilfe?

(Wie) kann man die Leute verpflichten, sich auch mal mit den Menschen in ihrem Wohnumfeld auseinanderzusetzen?

Praxisbeispiel

Ein Haus für jedes Alter

Text: Ruedi Weidmann

Als Ort zum Älterwerden bietet das Haus StadtErle der Wohngenossenschaft Zimmerfrei in Basel bisher kaum erreichte soziale Qualitäten. Rund hundert Menschen, die nachhaltig und selbstverwaltet in einer vielfältigen Hausgemeinschaft leben wollen, haben es gemeinsam geplant.

Das Wohnhaus StadtErle steht seit 2017 im Quartier Erlenmatt Ost in Kleinbasel. Die Genossenschaft Zimmerfrei plante das Haus in einem öffentlichen Prozess: Interessierte erarbeiteten ein Konzept für eine sozial durchmischte, gemeinschaftliche, nachhaltige, selbstverwaltete und genügsame Lebensweise und schrieben einen Architekturwettbewerb aus.

Gemeinschaftsfördernde Architektur

Die Wohnungen sind sparsam in Fläche und Ausstattung. Dafür gibt es die sogenannte «Hausallmend» für alle Tätigkeiten, die nicht in der eigenen Wohnung stattfinden müssen: attraktive Gemeinschaftsräume, wo man sich täglich trifft. Die Architektur unterstützt das Gemeinschaftsleben mit einem Mix aus Klein- und Grosswohnungen, mit breiten Laubengängen, die als möblierte Erweiterung der Wohnungen dienen und tägliche Begegnungen fördern, sowie mit mehreren, im Erdgeschoss zu einer Lobby zusammengefassten Gemeinschaftsräumen.

Regelmässige Altersverteilung

Interessanterweise gab es im Planungsprozess keine Arbeitsgruppe «Wohnen im Alter», und die Beteiligten mögen sich auch nicht erinnern, dass es je Thema gewesen wäre. Nur vielfältig sollte die Bewohnerschaft sein – altersmässig, aber auch, was die soziale, berufliche und kulturelle Herkunft betrifft. Dieses Konzept wirkte in Hinblick auf eine hohe Lebensqualität im Alter so überzeugend, dass sich viele Personen zwischen 50 und 70 im Projekt engagierten. Und so gehört die StadtErle zu den seltenen Neubauten mit einer ziemlich gleichmässigen Altersverteilung von 0 bis 75. Das ist eine stabile

Grundlage für eine anhaltende gegenseitige Unterstützung.

F Victor Dreher, Bewohner

Hier hat man Leute um sich, und davon lebt man im Alter.

Die älteren Personen wohnen übers Haus verteilt, allein oder als Paare, in den 1- bis 3,5-Zimmer-Wohnungen oder in der Clusterwohnung. Sie leben mitten in der Gemeinschaft und fühlen sich wohl mit den Familien auf dem gleichen Stockwerk.

Kontakte und Nachbarschaftshilfe

Im Alter wird es immer anstrengender, täglich seine sozialen Kontakte organisieren zu müssen. In der StadtErle braucht der Anschluss an gemeinsame Tätigkeiten wenig Energie; Kontakte entstehen quasi von selber. Die Generationen leben hier nicht nur neben-, sondern auch miteinander. Da sich die meisten schon im Planungsprozess kennenlernten, funktionierte vom ersten Tag an eine starke Gemeinschaft. Gegenseitige Unterstützung ist selbstverständlich; sie ist viel häufiger und geht weiter als in vergleichbaren Wohnprojekten. Man hilft sich im Alltag, pflegt gemeinsam das Gebäude, isst zusammen auf den Laubengängen oder an Anlässen, hütet Nachbarskinder und lebt eine intensive Kultur des Teilens von Dingen vom Buch über Werkzeug bis zu Fahrzeugen und Ferienwohnungen.

F Barbara Manz, Bewohnerin, Vorstandsmitglied Wohngenossenschaft

Für Kinder ist es hier toll und für mich zum Hüten auch.

Meine Enkelin geht allein zu den Nachbarn. Da ist sie gut aufgehoben, und ich muss ihr nicht den ganzen Tag nachlaufen.

Kinderhüten und Konflikte

Die StadtErle ist ein idealer Ort zum Kinderhüten. Die Kinder lernen von ihren Babysittern im Pensionsalter etwa Gärtnern oder Schreinern. Die Eltern lernen, ihre Kinder unbeaufsichtigt zu lassen, denn sie sind in der Kinderbande aufgehoben, die durchs Haus zieht, und finden Unterstützung bei allen Erwachsenen. Diese dürfen dafür miterziehen, etwa Kinder wegschicken, wenn sie nerven. Für Kinder und Babysitter ist es eine Bereicherung, für die Eltern eine Entlastung.

F Lars Uellendahl, Bewohner, Vorstandsmitglied Wohngenossenschaft

Uns scheint, dass der Generationenmix Alltagsprobleme relativiert: Sonderwünsche, private Abneigungen und Vorlieben, die sich bei einer homogenen Mieterschaft zu einem Problem ballen können, betreffen hier immer nur Einzelne. So bleiben die Probleme klein und können lokal geregelt werden.

Beim gemeinsamen Planen entwickelte sich eine offene Kommunikationskultur und eine pragmatische Haltung im Umgang mit möglichen Konflikten. Eine Hausordnung gibt es nicht, Probleme regeln die Bewohnenden, wenn sie auftreten. Das gelingt und fördert Zuversicht und Vertrauen in die Handlungsfähigkeit der Gemeinschaft. Zwischen den Generationen ist kein Unterschied im Engagement oder bei der Übernahme von Verantwortung festzustellen. Ältere Personen sind in allen Gremien vertreten. Allenfalls kümmern sie sich etwas weniger um den Gebäudeunterhalt und dafür eher um soziale Aspekte.

–

LESETIPP

Zur StadtErle gibt es eine Dokumentation der Age-Stiftung. Sie beleuchtet den öffentlichen Planungsprozess, das Gebäude, die Organisation und das Gemeinschaftsleben im ersten Betriebsjahr mit speziellem Fokus auf das Wohnen im Alter.

Download unter:
→ age-stiftung.ch/stadterle

Haus StadtErle, Basel

Die Wohngenossenschaft Zimmerfrei hat in einem öffentlichen Prozess ein Wohnhaus für rund hundert Menschen geplant, die nachhaltig und selbstverwaltet in einer vielfältigen Hausgemeinschaft leben wollen. Als Ort zum Älterwerden bietet das Haus StadtErle bisher kaum erreichte soziale Qualitäten.

Begleitdokumentation



Die verbindenden Laubengänge als Wohnraumerweiterung und alltäglicher Begegnungsort zwischen den Generationen.
Fotografie: Meinrad Schade

Wie organisieren sich generationengemischte Nachbarschaften?

Ein Nachbarschaftsnetzwerk, in welchem die verschiedenen Altersgruppen miteinander in Kontakt sind, entsteht selten von selbst. Es braucht Leute, die es aktiv pflegen. Je nach Projekt machen das Personen mit ganz unterschiedlichen Rollen und Funktionen.

Selbstorganisierte Bewohnerschaft

Gemeinschaftlich orientierte Wohnprojekte etablieren Organisationsstrukturen wie bspw. Hausvereine oder Mietergenossenschaften, zu deren Aufgaben oft nicht nur die Organisation gemeinsamer Aktivitäten in den meist grosszügig bemessenen Gemeinschaftsräumen gehört. Die Bewohnerschaft übernimmt auch Pflichten in der Verwaltung und im Unterhalt der Wohnanlage. Generationenbeziehungen in der Nachbarschaft können sich so innerhalb der verschiedenen Verwaltungs-, Organisations- und Arbeitsgruppen entwickeln. Als besonders wichtig gelten die «Aktionstage», an denen alle Altersgruppen gemeinsam diverse anstehende Aufgaben abarbeiten: die Gemeinschaftsräume putzen, den Aussenraum und den Garten pflegen u.v.m. Solche Gelegenheiten stärken das Gemeinschaftsgefühl. Gemeinsame Arbeiten schaffen gemeinsame Erlebnisse, die verbindend wirken **F, D, E**.

E Maria Frantzis (38), Bewohnerin¹

Das Engagement bricht die Anonymität und schafft Nähe zu den Nachbarn.

Zudem wohnen in selbstverwalteten und gemeinschaftlich orientierten Wohnprojekten naturgemäss Personen mit überdurchschnittlicher Bereitschaft, sich in

ihrem Wohnumfeld zu engagieren. Davon profitiert das Nachbarschaftsnetzwerk.

Kerngruppen und Ansprechpersonen

Auch in anderen Siedlungen finden sich engagierte und umsetzungsstarke Bewohnerinnen und Bewohner. Sie können eine Kerngruppe bilden, die aktiv am Netz der Nachbarschaftsbeziehungen knüpft. Kerngruppen initiieren in der Siedlung Begegnungsmöglichkeiten und motivieren zur Teilnahme. Oft ist die Beteiligung an der Kerngruppe mit einer konkreten, teilweise als Mandat honorierten Aufgabe im Siedlungsbetrieb verbunden. Dazu gehören die Betreuung und Koordination des Gemeinschaftsraums, technische Wartungsaufgaben (Filterwechsel bei Miner giebauten u.Ä.) oder Hauswartspflichten im Aussenraum. In dieser Rolle sind die Personen aus der Kerngruppe den meisten Siedlungsbewohnern bekannt und dienen ihnen als Ansprechpersonen und nicht selten auch als Schnittstelle zur Verwaltung. Sie sind wichtige Netzwerker bzw. Netzwerkerinnen und finden Zugang zu vielen Menschen in der Siedlung, auch zu den zurückgezogen lebenden Personen **J, T**.

J Alois Brun, Genossenschaftspräsident
Er macht als Hauswart viele kleinere Sachen, gerade für

ältere Leute. Er ist sehr kommunikativ und fängt vieles auf. Auch er ist in der Kerngruppe.

Engagierte Trägerschaft

In Projekten mit besonders engagierter Trägerschaft übernehmen Vorstände nicht nur Verwaltungspflichten, sondern auch Moderations- und Organisationsaufgaben im Siedlungsalltag. Sie sprechen Budgets für Veranstaltungen, initiieren Projekte und Feste und sind auch in der Organisation von Begegnungs- und Vernetzungsanlässen federführend oder unterstützen die Bewohner dabei. Engagierte Trägerschaften versuchen meist, in der Bewohnerschaft Kerngruppen zu bilden und ihre Moderationsaufgaben an diese zu übergeben. Das gelingt oft nicht vollständig, und das Engagement wird gemeinsam mit der Kerngruppe in angepasster Form weitergeführt **J, T, V**.

J Ruth Albisser, Vorstand und Netzwerkverantwortliche Sonnmatt

Es braucht jemand, der Dinge anstösst. Als Vertreterin des Vorstandes mache ich das mit der Kerngruppe.

LESETIPP
ZUM THEMA NACHBARSCHAFTS-
ENTWICKLUNG UND -MODERATION

«Nachbarschaften als Beruf: Stellen
konzipieren, einführen und entwi-
ckeln»

Zunehmend werden Stellen zur profes-
sionellen Begleitung von Nachbar-
schaften geschaffen. Sie unterstützen
Bewohnerinnen und Bewohner dabei,
sich kennenzulernen und eine Gemein-
schaft zu entwickeln. In einem praxis-
orientierten Forschungsprojekt hat die
Fachhochschule St. Gallen ein Hilfsdo-
kument zur Konzipierung solcher Stel-
len entwickelt. Entstanden ist eine
wertvolle Planungs- und Umsetzungs-
grundlage für Trägerschaften, die an
Nachbarschaftsentwicklung interes-
siert sind. Ebenso dient sie Fachperso-
nen im «Berufsfeld Nachbarschaft», um
ihr Wirkungsfeld und ihr Aufgabenpro-
fil zu definieren.



Download unter:
→ age-stiftung.ch/berufsfeld

**Generationenkontakte mit Organisati-
onsstrukturen fördern**

Für generationenübergreifende Kontakte
ist es hilfreich, wenn in Kerngruppen und
Kommissionen Leute in unterschiedlichen
Lebensphasen vertreten sind, weil damit
die Formate geplanter Begegnungsanläs-
se besser mit den verschiedenen lebens-
phasenbedingten Bedürfnissen und Mög-
lichkeiten der Bewohnerschaft in Einklang
gebracht werden können. Diese Durch-
mischung zu erreichen, ist nicht immer
einfach. Insbesondere für Rollen, die ein
regelmässiges Engagement vor Ort mit
sich bringen, sind sowohl die jüngeren
Bewohnerinnen und Bewohner als auch
die älteste Altersgruppe weniger emp-
fänglich. Hochaltrigen Menschen fehlt oft
die Kraft für ein umfassendes Engage-
ment, jüngere Bewohnergruppen lassen
sich zwar seltener für zentrale Organisati-
onsaufgaben rekrutieren, dafür kann man
sie gut für zeitlich beschränkte gemein-
schaftliche Projekte und Arbeiten mobili-
sieren (vgl. Emmenegger 2017).

Erfahrungen aus partizipativ ausgerichte-
ten Wohnprojekten zeigten zudem, dass
sich im Kreis der engagierten Nachbarin-
nen und Nachbarn zwar die Altersgrup-
pen mischen. Doch bilden sie gleichzeitig
eine homogene Gruppe, was ihren sozi-
oökonomischen Status betrifft: «Es beteil-
gen sich vor allem gut gebildete und qua-
lifizierte Personen aus dem Mittelstand

und mit deutscher Muttersprache», so die
Erfahrung von Anna Haller, der Partizipa-
tionsverantwortlichen auf dem Hunziker
Areal **A**. «Aber es gibt auch immer wie-
der Ausnahmen, was mich freut.» Um
auch andere soziale Gruppen zu erreichen,
kann eine Kontaktperson in der Nach-
barschaft eingesetzt werden, die sich um
entsprechende Gelegenheiten, Vernet-
zungen und Motivationen sorgt. Eine her-
ausfordernde Aufgabe, die auch den Ein-
satz von Fachpersonen rechtfertigen kann.

A Textauszug → **A** S. 64

**Dann gibt es aber auch The-
men, bei denen Personen
aktiv werden, die sonst eher
wenig in Erscheinung treten.
Ein Beispiel war der runde
Tisch, der sich mit der Ver-
kehrssituation im Areal be-
schäftigte.**

Externe Moderation

In den letzten Jahren hat sich – nicht zu-
letzt auf Grund des demografischen Wan-
dels – das Interesse am sozialen Aspekt
von Wohnangeboten erhöht. Die Nach-
barschaft als Ressource hat in der Wohn-
wirtschaft Anerkennung gefunden. Um
einen schnellen Aufbau einer guten Nach-
barschaft zu erreichen, setzen Träger-

schaften deshalb vermehrt externe Mo-
deratorinnen bzw. Moderatoren ein. Sie
haben die Aufgabe, Nachbarn miteinan-
der zu vernetzen und gemeinsam mit ih-
nen Begegnungsmöglichkeiten in der
Siedlung zu schaffen. Solche Mandate
sind teilweise zeitlich begrenzt, mit dem
Ziel, die Organisation der nachbarschaft-
lichen Gemeinschaft an die Bewohnerin-
nen und Bewohner zu übergeben **G**, **H**,
M. Grosse Wohnbauträger – vor allem
Wohnbaugenossenschaften – haben Stel-
len für Fachpersonen geschaffen, die sich
um die Nachbarschaftsentwicklung und
-moderation kümmern **L**.

¹Zitiert in: forum. Pfarrblatt der Katholischen
Kirche im Kanton Zürich 2019/Nr. 19.

Organisierte Nachbarschaftshilfe als Begegnungstifterin?

Triagestellen für Nachbarschaftshilfe dienen dazu, zwischen Nachbarn Kontakt durch Unterstützungsleistungen herzustellen – insbesondere zwischen den verschiedenen Generationen. Die Idee ist gut, hat jedoch auch einen Haken.

Triagestellen für Nachbarschaftshilfe werden oft durch Kerngruppen, Moderatorinnen oder die Trägerschaft selbst betrieben. Sie erfragen und erfassen die Kompetenzen und Dienstleistungsangebote der einzelnen Siedlungsbewohnerinnen und -bewohner, nehmen Anfragen für Hilfe entgegen und vernetzen die passenden Personen **W**.

Informelle Nachbarschaftshilfe nimmt den direkten Weg

Dieser Ansatz funktioniert in der ersten Betriebsphase wie vorgesehen. Sind aber die Nachbarn erst miteinander vernetzt, meiden sie den Umweg über die Triagestelle und organisieren sich selbstständig und direkt. Dieses Verhalten weist auf eine konzeptionelle Schwierigkeit von Vermittlungsplattformen im Siedlungskontext hin: Die Unterstützung durch Nachbarn ist normalerweise durch Spontaneität geprägt. Man kann kurzfristig anfragen, erhält sofort eine Antwort und muss kaum etwas organisieren. Das ist ein wichtiger Grund, warum die Hilfe durch Nachbarn in gewissen Situationen der sonst bevorzugten Hilfe durch Angehörige und Freunde vorgezogen wird (→ Abb. 3, S. 20). Vermittlungsplattformen passen deshalb nur bedingt zur Rolle der Nachbarn im sozialen Unterstützungsnetzwerk.

A Anna Haller, Partizipationsverantwortliche

Nachbarschaftshilfe funktioniert häufig über Beziehungen statt über Plattformen.

Strukturen für Selbstorganisation und Partizipation in der Genossenschaft helfen dabei, sich kennen zu lernen.

Nachbarschaftshilfe als Begegnungs-Event

Das Konzept «Kontakt durch Hilfe» kann aber auch in anderen Formaten umgesetzt werden, bspw. durch mehr oder weniger regelmässige Veranstaltungen, wie Repair-Cafés oder Digital-Cafés. Wird die Nachbarschaft gut mobilisiert, eignen sich solche Anlässe gut für Generationenbegegnungen.

Teilen verbindet

Eine spezielle Form der Nachbarschaftshilfe bilden Sharing-Plattformen, wo man innerhalb der Siedlung Werkzeuge, Fahrzeuge, Küchengeräte und vieles mehr zum Ausleihen anbietet. Auch sie ermöglichen altersunabhängig Kontakte zwischen Nachbarn zu knüpfen. Solche Leihbörsen können als App oder Website gestaltet werden oder funktionieren analog durch Zettel am Schwarzen Brett. Siedlungsbewohnerinnen und -bewohner können sich auch einer bestehenden und bspw. als Verein organisierten Sharing Community anschliessen (bspw. → pumpipumpe.ch).

Nachbarschaftsnetzwerk im digitalen Raum?

Zunehmend werden Plattformen für Nachbarschaftshilfe ins Inter- bzw. Intranet verlagert. Heute ist das für viele ältere Menschen keine grössere Hürde mehr. Un-

ter ihnen gibt es aber immer noch solche, die den Zugang zur digitalen Welt nicht gefunden haben. Oft gehören dazu gerade diejenigen mit wenig sozialen und finanziellen Ressourcen. Sie bilden eine Gruppe, die von nachbarschaftlichen Unterstützungsangeboten viel profitieren könnte.

S. Peyer, Leiterin Soziales & Kultur, Allgemeine Baugenossenschaft Zürich ABZ

Die digitale Kommunikation liegt einigen immer noch fern. Es ist gut, wenn man die Informationen auch noch mit analogen Mitteln teilt.

Wenn es um gegenseitige Unterstützung zwischen Nachbarn geht, dann ist für die ältesten Bewohnerinnen und Bewohner die Telefonliste das Instrument der Wahl. Das zeigen Erfahrungen aus Alterssiedlungen mit gut funktionierender informeller Nachbarschaftshilfe.

–

Das Wohnumfeld gemeinsam gestalten

Lässt man die Siedlungsbewohner ihr Wohnumfeld mitgestalten, entstehen gemeinsame Bezugspunkte, welche die nachbarschaftlichen Verbindungen stärken. Durch die gemeinsame Aneignung von Räumen und Plätzen lernen die Altersgruppen gegenseitig ihre Bedürfnisse kennen.

Die Gestaltung des Wohnumfelds betrifft Bewohnerinnen und Bewohner jeden Alters. Wo Nachbarn gemeinsam entscheiden, welche Räume in der Siedlung welchem Zweck dienen und sich in thematischen Interessengruppen organisieren, lassen sich generationenübergreifende Kontakte besonders gut etablieren. Die Altersgruppen müssen dann miteinander aushandeln, wie sie mit ihren unterschiedlichen Ansprüchen ans gemeinsame Wohnumfeld umgehen möchten.

A Carmen Berchtold (67),
Bewohnerin, Textauszug →  S. 59

Der alte Raum hat uns nicht gefallen. Also habe ich mit meiner Kollegin weitere Leute gesucht, die anpacken wollten. Ein ganzes Jahr lang haben wir geplant und gearbeitet. Das war eine sehr schöne Freiwilligenarbeit – zwei ältere Frauen, drei jüngere Menschen.

Sind genug Gestaltungsräume vorhanden, müssen nicht alle Nutzungen allen Siedlungsbewohnern zugute kommen. Wenn sie sich im halböffentlichen Raum befinden, müssen sie aber allen zugänglich sein. Unbeteiligten sollte es im Gegenzug möglich sein, sich den Aktivitäten in diesen Zonen zu entziehen. Der entscheidend zur Beteiligung sollte (zumindest ausserhalb selbstverwalteter Wohnmodelle) frei gefällt werden können.

H Fredy Bodmer (76), Mieter

Ich habe gesagt, ich ziehe doch nicht hierher für einen zweiten Job. Für meine Frau dagegen war diese Möglichkeit für Engagement ein Grund, um die Wohnung zu nehmen.

Die Mitgestaltung des Wohnumfeldes durch Bewohner ist in kleinen und in grossen Siedlungen möglich. Grossüberbauungen benötigen dabei aber einen höheren Organisationsgrad mit klaren Partizipationsstrukturen. Sie ermöglichen es, dass die Leute überhaupt zusammenfinden. Die Ausmasse der Siedlung rechtfertigen diesen Aufwand, denn hier ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass sich Gleichgesinnte finden, mit denen man seine Interessen teilen kann.

In kleineren Wohnprojekten braucht es weniger organisatorischen Überbau. Wichtig ist dort eine gute Schnittstelle zwischen Bewohnerschaft und Trägerschaft. Dass die integrierende Wirkung von Partizipationsstrukturen wegfällt, wird durch die räumliche Nähe zwischen den Bewohnerinnen bzw. Bewohnern der Kleinsiedlung wettgemacht.

Je geringer die Bewohnerzahl, desto geringer ist natürlich die Wahrscheinlichkeit, Gleichgesinnte für ein Gestaltungsprojekt zu finden. Aber da in kleinen Wohnprojekten die Bewohnerschaft homogener ist, decken sich auch Interessen

und Werte eher. Zudem gibt es die Möglichkeit, Gestaltungsräume in der Siedlung auch für das Quartier zu öffnen, wodurch der Adressatenkreis und damit die Wahrscheinlichkeit für geteilte Interessen im Wohnumfeld wächst. Mit der Öffnung steigt aber wiederum der Bedarf an Organisationsstrukturen. Deshalb ist eine Vernetzung mit der Gemeinde oder mit Vereinen von Vorteil.

FINANZIERUNG

Mitwirkungsmöglichkeiten und gemeinschaftliche Nutzungen brauchen eine mittelfristige (3 bis 5 Jahre nach Bezug) oder idealerweise eine langfristige Finanzierung. Wie diese bereitgestellt wird, unterscheidet sich je nach Art der Trägerschaft, Besitzverhältnissen, Siedlungsgrosse, Raumaufteilung, Nutzerkreis, Organisationsstruktur und konzeptioneller Ausrichtung. Im Rahmen der Fördertätigkeit der Age-Stiftung wurden beispielhafte Modelle unterstützt und dokumentiert. Alle Projektdokumentationen stehen unter → age-stiftung.ch zur Verfügung. Mit den Projektverantwortlichen darf auch direkt Kontakt aufgenommen werden (Kontaktdaten auf den Projektseiten).

Praxisbeispiel

Wenn es viel zu tun gibt, kommen immer genug Leute

Bericht: Andreas Sidler

Ein Besuch vor Ort zeigt: Die Siedlung Generationenwohnen Burgdorf trägt ihren Namen zu Recht. Generationenkontakte sind hier lebendig. Eine wichtige Rolle spielt der Garten, um den sich eine Bewohnergruppe kümmert.

«Diese Kartoffeln haben wir nur auf den Boden gelegt und mit Stroh bedeckt. Permakultur – funktioniert wunderbar», erklärt mir René. Er ist 57 Jahre alt und wohnt in einem der beiden vorderen Häuser, zwischen denen wir stehen. Vor uns erstreckt sich der Gemeinschaftsgarten, der auf der anderen Seite durch die Schallschutzmauer der Bahnstrecke begrenzt wird. «Die runden Beete dort in der Mitte gehören den Kindern. Wir zeigen ihnen, wie's geht, dann schauen sie selber. Da drüben bei den Kürbissen ist der Wurmkompost. Wir mussten allen sagen, dass man die Sachen klein schnetzeln muss, bevor man sie dort hineinwirft. Und hier beim Weg sind die Hochbeete für unsere Leute mit Rollstuhl – eine Frau und ein Kind.» Wir schlendern zurück zum zentralen Platz der Siedlung und passieren eine Badewanne – darin wachsen Heidelbeeren in Moorbeererde. Auf dem «Dorfplatz» haben einige Bewohner zwei Marktstände aufgestellt und bieten das geerntete Gemüse feil. In der Nähe sitzen weitere Mieterinnen und Mieter bei einem kühlen Getränk beisammen. Drei Jugendliche schlendern mit tropfenden Glacés vorbei. Kleine Mädchen rennen Richtung Spielwiese. Auch bei den Marktständen sind alle Generationen vertreten.

Ob sich denn auch alle Generationen bei der Gartenarbeit beteiligen, will ich von René wissen. «Wir haben eine Kerngruppe. Ich bin dabei, die Frau dort mit den beiden Kindern leitet die Gruppe. Zwei alleinstehende Frauen, beide über 70, kümmern sich stark ums regelmässige Jäten. Dann haben wir noch eine WhatsApp-Gruppe für den Garten mit etwa 12 bis 15 Leuten. Da ist alles ab 20 Jahren dabei – Alleinstehende und ganze Familien. Wenn es viel zu tun gibt oder wir mehr

starke Hände brauchen, kommen immer genug Leute, auch solche, die nicht in der Gruppe sind. Wir haben hier das Credo, dass es gut ist, wenn es viele hat, die wenig machen und nicht nur wenige, die vieles machen. Beim Garten hat beides Platz. Er hat uns als Nachbarn schon nähergebracht. Ursprünglich hat ja kaum einer von uns eine enge Nachbarschaft gesucht. Auch ich bin mit gemischten Gefühlen hier eingezogen und wollte zuerst einfach mal schauen. Das Gartenprojekt hat das Siedlungsleben dann richtig ins Rollen gebracht.»

Das bestätigt auch Christa Schönenberger, welche die Siedlungskoordination leitet und die Nachbarn als soziokulturelle Animatorin bei der Gestaltung ihres Wohnumfelds unterstützt. «In dieser Siedlung mischen sich nicht nur Generationen, sondern auch Kulturen und Wertvorstellungen. Im Garten werden solche Grenzen durchlässig und weicher. Hier zeigen die Leute eine grosse Bereitschaft, sich aufeinander und auf Neues einzulassen.»

Die Gartengruppe der Siedlung wird von einem Spezialisten für Permakultur begleitet. Das Koordinationsteam der Siedlung unterstützt aber auch andere Gruppen. Eine davon hat den Fitnessraum eingerichtet. Der Jüngste unter ihnen ist 20-jährig, die Älteste über 70. Damit die Nachbarschaftsprojekte zum Fliegen kommen, braucht es diese Begleitung, ist Christa Schönenberger überzeugt. «Die Leute sind nicht als Gruppe eingezogen, die sich vorher kannte und das Projekt in der Planung mitgestaltete. Dass es neben privaten Wohnungen viele gestaltbare Räume hat, spielte beim Einzug kaum eine Rolle. Gerade ältere Menschen, vor allem Frauen, aber auch andere soziale Gruppen sind sich nicht gewohnt, ihre Bedürfnisse offen zu formulieren – und plötzlich sind sie in der Situation, dass sie gemeinsam die Siedlung gestalten sollen. Unser Team führt die Leute an diese neue Aufgabe heran. Daraus entsteht ihre eigene Nachbarschaftskultur.»

Die Bewohnerinnen und Bewohner sind als Mietergenossenschaft organisiert, und 3 % der Miete sind für die Finanzierung ihrer Aktivitäten vorgesehen. Gründerin ist die Eigentümerin der Überbauung, die Gebäudeversicherung Bern (GVB), die auch den Auftrag an Christa Schönenberger bzw. an die Pro Senectute Kanton Bern vergeben hat. «Ohne sozio-kulturelle Animation wären wir kaum so weit mit der Nachbarschaftsentwicklung», erklärt mir Christina Stampfli bei unserem Telefonat. Sie vertritt die GVB im Genossenschaftsvorstand. «Frau Schönenberger hat die verschiedenen Bedürfnisse und Fähigkeiten in der Siedlung aufgespürt und zusammengebracht. Danach mussten wir zuerst Kompetenzen klären: Was können die Bewohner mitgestalten und wo geht das nicht? Wer hat welche Aufgaben? Beim Garten haben wir die Abmachung, dass er einfach rückbaubar sein muss.» Vielleicht ist das der Grund, warum man in Burgdorf die Kartoffeln nur auf den Boden legt.

–



Begegnungen motivieren

Organisierte Begegnungen ergänzen und vertiefen das alltägliche spontane Aufeinandertreffen. Hier sehen sich auch Personen, die im Alltag wenig Schnittstellen haben: Nachbarn von anderen Gebäuden oder Etagen und solche mit unterschiedlichen Tagesrhythmen.

Damit Nachbarn aus unterschiedlichen Altersgruppen mehr in Kontakt kommen, muss die generationenübergreifende Nachbarschaft aktiv gepflegt werden (→ S. 48 f.). Dazu braucht es erstens Räume für Begegnungen (→ S. 44), zweitens Personen, die das organisieren (→ S. 56), und drittens Menschen unterschiedlichen Alters, die an diesen Begegnungen teilnehmen. Dieses Kapitel widmet sich dem dritten Punkt.

A Textauszug → **A** S. 47

Kontakte zu Personen in anderen Häusern hängen wesentlich davon ab, ob man die Angebote auf dem Areal wahrnimmt, an Quartiergruppen teilnimmt oder sich in anderer Form einbringt.

Generationentreffen am Siedlungsfest

Es ist das traditionelle jährliche Siedlungsfest, wo sich alle Generationen in der Siedlung treffen. Auch Bewohnerversammlungen und gemeinschaftliche Unterhaltsarbeiten gehören zu den integrierenden Begegnungsanlässen. Mit ihnen geht eine gewisse Verpflichtung einher. Sie adressieren nicht bloss interessierte Personen, sondern alle Bewohnerinnen und Bewohner in ihrer Rolle als Teil der Gemeinschaft. Viele sind sich bewusst, dass die Teilnahme oder Nichtteilnahme registriert wird und ein Signal sendet. Entsprechend ist der Absender und seine Rolle in der Siedlungsorganisation von Bedeutung.

Die persönliche Einladung?

Eine Einladung ans jährliche Sommerfest der Siedlung adressiert die einzelnen Siedlungsbewohner anders als das wöchentliche Feierabendbier auf der Gemeinschaftsterrasse. Bei kleinen, dafür häufigeren Zusammenkünften sorgt die persönliche Einladung für mehr Beteiligung. Das gilt besonders, wenn es um die Einladung in eine bestehende Gruppe geht. So begleiten bspw. Moderationspersonen neu zugezogene Personen an passende Treffen und Anlässe und stellen die Leute einander vor.

G Christa Schönenberger, Siedlungskordinatorin

Hemmungen und Angst, sich aufzudrängen – das sind Hürden, die ich für einzelne aktiv aus dem Weg räume.

Eine persönliche Einladung – ohne nötigend zu wirken – kann einen Anlass und die Teilnahmemöglichkeit ins Bewusstsein rücken und dabei auf fruchtbaren Boden fallen. Aktivitäten, die in der Wahrnehmung der engagierten Bewohnerinnen und Bewohner hohe Priorität genießen, können der Aufmerksamkeit anderer Nachbarinnen und Nachbarn schlicht entgegengehen. Zudem sind neue und wenig vernetzte Nachbarn oft empfänglich für persönliche Ermutigung. Das gilt für ältere und jüngere Personen gleichermaßen.

D Textauszug → **D** S. 46

Einige wurden persönlich zum Aktionstag eingeladen.

Es scheint, dass sie nicht aus Desinteresse selten bei gemeinsamen Aktivitäten dabei waren, sondern eher aus dem Gefühl heraus, dass sie nicht richtig dazu gehörten.

Geselligkeit im Konkurrenzkampf

Gesellige Anlässe wie Feste und Kaffeetreffen sind wichtig für die Beziehungen zwischen Nachbarn. Doch gerade bei diesen Aktivitäten zeigt sich, dass die Nachbarschaft mit anderen sozialen Netzwerken in Konkurrenz steht. Je mehr soziale Kontakte jemand pflegt, desto weniger Ressourcen können in die verschiedenen sozialen Netzwerke fließen.

G René Bütikofer (57), Mieter

Jeder von uns hat sein soziales Umfeld. Und hier findet man ein neues. Da muss man Prioritäten setzen: Wie oft bin ich da und wo mache ich mit.

Man muss also entscheiden, in welche Beziehungen die Ressourcen investiert werden. Die Nachbarn haben dabei nicht unbedingt die besten Karten. Weiter entfernte soziale Kontakte müssen aktiv gepflegt und organisiert werden, sonst gehen sie verloren. Die nachbarschaftliche Beziehung bleibt dagegen grundsätzlich erhalten, da sie durch die geringe Wohndistanz abgesichert ist. Das mag mit ein Grund sein, weshalb insbesondere erwerbstätige Personen und Familien auch

Gratis zum Mitnehmen, praktisch zum Kontakt aufnehmen.
Entrümpelungs-Tag auf dem Hunziker Areal.
Fotografie: Rahel Erny



Durch Bewohnerinnen der Siedlung Bergli organisiert:
Deutsch-Konversationskurs im Gemeinschaftsraum.
Fotografie: Ursula Meisser



dann seltener an Begegnungsanlässen teilnehmen, wenn der Zeitpunkt ausserhalb der Arbeits- und Unterrichtszeiten liegt. Nicht weil sie zwingend mehr soziale Kontakte besitzen als ältere Menschen, sondern weil sie über weniger zeitliche Ressourcen verfügen, um diese zu pflegen.

Nähe als Vorteil nutzen

Wohnortnähe ist aber auch ein grosser Vorteil, um Nachbarn und Generationen mittels gemeinsamer Interessen und Bedarfe zusammenzubringen. Denn nicht nur das Interesse an einer Aktivität spielt eine Rolle beim Beteiligungsentscheid. Neben persönlichen Vorlieben ist auch der Aufwand, der dafür betrieben werden muss, entscheidend. Gibt es die Möglichkeit, sich wohnortnah in einem Interessengebiet zu betätigen, ist das altersunabhängig ein grosses Plus, da damit der Aufwand sinkt. Für jüngere Menschen steht dabei der reduzierte zeitliche Aufwand im Vordergrund, bei älteren Menschen mit eingeschränkter Mobilität ist es die räumliche Nähe und der – für eine Generationensiedlung zwingende – hinderisfreie Zugang. Das Beteiligungsinteresse kann also bereits durch die Möglichkeit, sich im unmittelbaren Wohnumfeld zu betätigen, geweckt werden, sei es in Nachbarschaftsprojekten, wie dem Anlegen von Hochbeeten, oder in Interessengruppen, bspw. in Lesezirkeln, bei den Nordic Walkern oder den Zierfischzüchtern etc.

Die gemeinsame Basis finden

Der individuelle Initialaufwand für eine Aktivität sinkt zudem, wenn die Infrastruktur

zur Verfügung gestellt wird oder gemeinsam beschafft, finanziert und genutzt werden kann. Die interessierten Nachbarn können sich dann organisieren und sind regelmässig in Kontakt. Nachbarschaftsprojekte wie der Gemeinschaftsgarten in Burgdorf (→ S. 60) sind mit Blick auf die Vernetzung der Generationen besonders tauglich, da sie sowohl die von älteren Menschen bevorzugte regelmässige Betätigung als auch die von den Jüngeren präferierte punktuelle Beteiligung zulassen.

 Christa Schönenberger, Siedlungskordinatorin

Die Älteren haben dieses unverbindliche Engagement nicht so gern. Die Jungen brauchen dagegen diese Freiheit.

Dieses und andere Wohnprojekte zeigen aber auch, dass beim Aufbau und der Organisation von Interessengruppen eine interne oder externe Unterstützungsperson hilfreich ist, insbesondere in Nachbarschaften, die keine Erfahrung mit Partizipationsangeboten beim Wohnen haben. Bis man eine gemeinsame Basis gefunden hat, müssen viele Vorstellungen und Erwartungen geklärt werden. Wie findet eine Aktivität statt? Wie verpflichtend ist die Teilnahme? Solche und weitere Fragen können mit einer erfahrenen Moderation einfacher und gezielter geklärt werden. Für generationengemischte Nachbarschaftsprojekte ist das besonders wichtig, denn beim Engagement in der

Nachbarschaft werden in unterschiedlichen Lebensphasen unterschiedliche Beteiligungsformen bevorzugt.

–

«Für Junge ist Generationendurchmischung normal»

Die generationendurchmischte Genossenschaftssiedlung Kalkbreite bietet viele Möglichkeiten, wie sich die Nachbarn begegnen können. Nina Schneider wohnt selbst im Wohn- und Gewerbebau Kalkbreite und hat das gemeinschaftliche Zusammenleben von Anfang an beobachtet. Wie haben sich die Generationenbeziehungen in den 6 Jahren seit Erstbezug entwickelt?

Das Interview führte Andreas Sidler



Nina Schneider, Genossenschaft Kalkbreite

Nina Schneider engagierte sich schon vor Bezug des Wohn- und Gewerbebaus Kalkbreite **B** als Mitglied der Bau- und der Nutzungskommission in der Entwicklung der Siedlung. Von 2016 bis 2020 war sie Projektleiterin Nutzung, Partizipation und Betrieb Zollhaus **C** (die zweite Siedlung der Genossenschaft am Zürcher HB). In dieser Funktion leitete sie unter anderem das von der Age-Stiftung unterstützte Projekt «Gemeinschaftlich Wohnen im Alter», das Menschen im Alter über 60 zusammenführte, die sich für das Wohnen in Wohngemeinschaften interessieren.

Die Kalkbreite bietet eine Vielzahl an Wohnformen und Möglichkeiten, wie sich alte und junge Nachbarn begegnen und ihre Beziehungen pflegen können. Warum wollen ältere Menschen mit anderen Generationen wohnen?

Generationenübergreifendes Wohnen ist mit vielen diffusen Erwartungen belastet. Die einen suchen nach einer Generationensiedlung, weil sie Alterssiedlungen fürchten oder schrecklich finden. Andere schätzen ein lebendiges Nebeneinander, möchten sich für die Gemeinschaft engagieren oder aber sie hoffen auf eine Ersatzfamilie. Letztere werden am ehesten enttäuscht.

Gibt es keine Familien, die ein Ersatzgrosi im Haus suchen und finden?

Das gibt es. Aber es ist nicht der Normalfall. Dazu muss vieles zusammenpassen. Eine solche Konstellation lässt sich weder planen, noch sind solche Partnerschaften in unseren Strukturen und Reglementen vorgesehen. Wer in unsere Siedlung zieht, um Familienanschluss zu finden, erhält den Rat, sich freiwillig in einer Arbeitsgruppe zu engagieren, die Ersatzkel aber extern zu suchen. Die jungen Familien sind gezwungen, ihre Berufstätigkeit langfristig mit Kita-Betreuung zu organisieren. Sie suchen keine Nanny, die unter Umständen unflexibel ist, ausfällt oder Ansprüche stellt. Aber nur die wenigsten Seniorinnen oder Senioren suchen eine Grosselternrolle. Auch sie wollen flexibel und frei

sein. Die meisten wollen miterleben und nicht mitmachen. Es geht ihnen nicht um Teilnahme, sondern um Anteilnahme am Alltag von Nachbarn, die in anderen, vor allem früheren Lebensphasen stecken.

Das Bedürfnis, Anteil zu nehmen, scheint bei den Älteren oft ausgeprägter zu sein als bei den Jüngeren.

Das kann ich nicht von der Hand weisen. Aber sie akzeptieren das, teils verständnisvoll, teils bedauernd und selten etwas gekränkt.

Warum ist das so? Ist es eine Ablehnung des Alters, das zu diesem Ungleichgewicht führt?

Die jungen Erwachsenen hier in der Siedlung und wohl auch anderswo haben ein unbelastetes, ja sogar positives Verhältnis gegenüber älteren Mitmenschen. Die Generation, die in den 60er- oder wie ich in den 80er-Jahren aufgewachsen ist, hat sich viel eher gegen die älteren Generationen aufgelehnt. Menschen, die heute in der Familienphase sind, mussten sich viel weniger emanzipieren. Sie sind in einer pluralistischen Gesellschaft gross geworden und empfinden ältere Menschen und ihre Lebensvorstellungen nicht als Provokation.

Dann ist es nicht Ablehnung, sondern Desinteresse gegenüber dem Alter?

Junge Menschen sind durch Beruf, Familie, Hobbies, Engagements ausgelastet. Wenige suchen das gemütliche Zusam-

«Die Jungen haben ein positives Verhältnis gegenüber älteren Mitmenschen.»

mensitzen im Alltag und wenn doch, dann vielleicht eher mit den biologischen Verwandten, die meist auch ihre Forderungen stellen. Aber solange keine Ansprüche an sie gestellt werden, finden sie das Wohnen in einer durchmischten Siedlung normal. Selbstverständlich sind die Herausforderungen des Alters für die Jungen weit weg. Generationenwohnen ist deshalb eindeutig das Thema der oberen Altersgruppe. Sie sucht Engagements, um den Anschluss nicht zu verlieren, und Anregungen, um sich nicht isoliert zu fühlen. Tatsächlich ist dieses Bedürfnis schnell befriedigt. Es sind wenige und vielleicht auch immer in etwa dieselben, denen der einfache alltägliche Austausch nicht ausreicht.

Dann kommt es also doch zu nachbarschaftlichen Generationenbeziehungen?

Natürlich. Aber dort, wo es das gibt, hat die Generationenzugehörigkeit wenig Relevanz. Zwei Menschen kommen ja nicht zusammen, nur weil einer jung und der andere alt ist. So eine Beziehung will niemand. Nachbarschaft entsteht dort, wo Sympathien spielen oder diese aus äusserem Anlass wachsen. Wenn man beispielsweise eine Küche, eine Terrasse, ein Stück Garten, das WLAN oder lediglich den Staubsauger teilt, dann entstehen automatisch Reibungen, Gespräche, Konflikte und Freundschaften. Neben dem Konzept der vielen Gemeinschaftsräume und Arbeits-

gruppen sind die altersdurchmischten Stockwerke da sehr hilfreich.

In der Siedlung Kalkbreite beteiligen sich viele Leute an der Selbstverwaltung und pflegen das gemeinschaftliche Wohnen. Sind alle Altersgruppen gleichermassen beteiligt?

Mir scheint, die Gruppe im Alter 50+ beteiligt sich überdurchschnittlich. Aber auch Jüngere machen mit. In der Familienphase kommen sie aber schneller zeitlich ans Limit.

Genau da können sich doch die älteren Nachbarn als Unterstützung einbringen.

Das funktioniert in vereinzelt Fällen. Normalerweise organisiert sich Nachbarschaftshilfe aber eher naturwüchsig innerhalb der jeweiligen Bedarfsgruppen. So entstand an der Kalkbreite schon in den ersten Tagen ein Elternchat, der zuerst nur die Begleitung der Kleinkinder zur Schule organisierte, sich aber schnell

zu einer wichtigen siedlungsin-
ternen Kommunikationsplattform entwickelt hat. Dass die «jungen Alten» aber die gemeinschaftlichen Strukturen

aufrechterhalten, die Bibliothek betreiben, die Vereinskasse führen, Bar machen und vieles mehr, das wird von allen sehr geschätzt.

Bringt denn eine generationengemischte Nachbarschaft den älteren Menschen überhaupt etwas?

Ich glaube, eine gute Nachbarschaft bringt älteren Menschen sehr viel. Allein zu wissen, dass jemand vorbeikommt, im Notfall einen Arzt ruft oder im Extremfall merkt, wenn sich in der Wohnung nichts bewegt, erhöht das Sicherheitsgefühl und Wohlbefinden.

Kann man dadurch auch den Einzug in ein Heim hinauszögern?

Gute Nachbarinnen und Nachbarn können professionelle Betreuung und Pflege nicht ersetzen. Aber gute Beziehungen sind emotional eine wichtige Stütze. Im Zentrum stehen meiner Ansicht nach Anerkennung und Anteilnahme. Dazu kommen einfache Hilfestellungen, Kurzbesuche, Einkaufen oder Blumen giessen. Im Idealfall können auch erste Verwirrtheiten einer beginnenden Demenz von einer Gemeinschaft liebevoll aufgefangen werden. Aber grundsätzlich bleibt das alles im Rahmen eines grosszügigen Nebeneinanders, was auch genügt.

Dann ist Generationenwohnen kein Pflegeheimersatz?

Eindeutig nein. Nachbarschaft ist eine Beziehung und keine Dienstleistung. Und die Beziehung steht stets an erster Stelle. Sie ist immer freiwillig und lässt sich nicht planen. Das ist eine Frage der Personenkonstellation und der persönlichen kommunikativen Fähigkeiten. Es hängt also an jedem und jeder Einzelnen, wie man die Nachbarschaft gestaltet und lebt. Wer keine Lust hat, sich zu kümmern, muss einen Dienstleister bestellen, das gilt für Jung und Alt.

–

Literaturverzeichnis

- Beyeler, Mariette (2010):** Weiterbauen. Basel, CMV.
- Bohn, F. (2014):** Altersgerechte Wohnbauten. Planungsrichtlinien. Der Schweizer Planungsstandard. Zürich, Schweizerische Fachstelle für behindertengerechtes Bauen.
- Brendebach, C., & Reimann, R. (2016):** Nachbarschaftshilfe als Modell der Zukunft? – Die Bedeutung bürgerschaftlichen Engagements angesichts der demographischen Herausforderungen. Nürnberg, Evangelische Hochschule Nürnberg.
- Cattaneo, C., V. Huber, A. Meyer & R. Züger (2014):** Dazwischen. Zürich, Verein dazwischen.
- Emmenegger, B., I. Fanghänel & M. Müller (2017):** Nachbarschaften in genossenschaftlichen Wohnsiedlungen. Luzern, Hochschule Luzern – Soziale Arbeit.
- Granovetter, M. S. (1973):** The Strength of Weak ties. American Journal of Sociology.
- Günther, J. (2015):** Soziale Unterstützung und Nachbarschaft. In: Reutlinger et al.: Soziale Nachbarschaften, S. 189 – 193. Wiesbaden, Springer VS.
- Hagen Hodgson, P. & P. Eberhard (2018):** Gartenleben im Alter. Bern, Haupt.
- Höpflinger, F., V. Hugentobler & D. Spini, Hrsg. (2019):** Age Report IV. Zürich, Seismo.
- Höpflinger, F. (1999):** Generationenfrage – Konzepte, theoretische Ansätze und Beobachtungen zu Generationenbeziehungen in späten Lebensphasen. Lausanne, Réalités Sociales.
- Hilti, N. et al. (2019):** Nachbarschaften als Beruf – Stellen konzipieren, einführen und entwickeln. St. Gallen, FHS St. Gallen, Institut für Soziale Arbeit und Räume.
- Fromm, S. & D. Rosenkranz (2019):** Unterstützung in der Nachbarschaft. Struktur und Potenzial für gesellschaftliche Kohäsion. Wiesbaden, Springer.
- Lang, F. R. (1994):** Die Gestaltung informeller Hilfebeziehungen im hohen Alter – die Rolle von Elternschaft und Kinderlosigkeit: eine empirische Studie zur sozialen Unterstützung und deren Effekt auf die erlebte soziale Einbindung. Berlin, Sigma.
- Perrig-Chiello, P. & F. Höpflinger, C. Suter (2008):** Generationen – Strukturen und Beziehungen,
- Seifert, A. (2014):** Soziale Unterstützung in der Nachbarschaft. Zürich, Universität Zürich ZfG & Age-Stiftung.
- Seifert, A. (2018):** Nachbarschaftlichkeit im Alter. Deskriptiver Bericht zur Studie. Zürich, Universität Zürich ZfG.

Danksagung

Die Basis für dieses Heft bilden viele und lange Gespräche mit Expertinnen und Experten, Projektverantwortlichen sowie Bewohnerinnen und Bewohnern von altersgemischten Siedlungen, Haus- und Wohngemeinschaften. Alle diesen Leuten danke ich dafür, dass sie ihre Erfahrungen und ihr Wissen so grosszügig mit mir geteilt haben. Namentlich sind dies: Ruth Albisser, Monika und Fredy Bodmer, René Bütikofer, Alois Brun, Ilja Fanghänel, Peter Fehrlin, René Fessler, Eliane Gachet, Simone Gatti, Christoph Grupp, Anna Haller, Ulrich Otto, Pasqualina Perrig-Chiello, Susanne Peyer-Fischer, Christian Reutlinger, Isidor Riedweg, Nina Schneider, Christa Schönenberger, Alexander Seifert, Christina Stampfli, Claudia Thiesen, Ruedi Weidmann, Familie Zweifel, Bewohnerinnen und Bewohner der Siedlungen GeWo-Burgdorf und Bergli Bülach.

Impressum

Age-Dossier · 2020/2
Generationen-
Wohnen heisst Nachbarschaft

Redaktion: Andreas Sidler, Age-Stiftung
Texte: Andreas Sidler
S. 54 und weitere Inputs: Ruedi Weidmann, S. 25: Alexander Seifert
Bilder: Ursula Meisser (Cover, S. 31, S. 61, 63), Meinrad Schade (S. 55), Rahel Erny (S. 63)
Illustrationen: Aurel Märki (S. 33, 34, 37, 41, 45)
Gestaltung: Büro4, Zürich
Druck: Neidhart + Schön Print AG, Zürich

Age-Dossier
Das Age-Dossier kann bei der Age-Stiftung kostenlos unter age-stiftung.ch/publikationen bestellt oder als PDF im Download bezogen werden.

Age-Stiftung
Die Age-Stiftung legt ihren Fokus auf Wohnen und Älterwerden. Dafür fördert sie Wohn- und Betreuungsangebote in der deutschsprachigen Schweiz mit finanziellen Beiträgen. Sie engagiert sich für inspirierende zukunftsfähige Lösungen und informiert über gute Beispiele.